



**Цифрова колекція наукової бібліотеки Державного
природознавчого музею НАНУ**

**Digital collection of the scientific library of the
State Museum of Natural History
of the National Academy of Sciences of Ukraine**

Lauser Wilhelm Siebenbürgen / Wilhelm Lauser. – Wien: Verlag von
Carl Graeser, 1886. – 68 S. mit 28 Abb.

Download a copy of the book from the site:

<https://libsmnh.com.ua>

Permanent link to the book page:

https://libsmnh.com.ua/books/lauser_wilhelm/siebenburgen1886/

Biblioteka Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

Sz. 14. d. N. 138.



~~2457~~

1990.

331 rolls

Nr. inw. starza
~~A - 1442~~

EIN HERBSTAUSFLUG

NACH

SIEBENBÜRGEN.

VON

DR. WILHELM LAUSER.

11.506

HERAUSGEGEBEN

VON DER

SECTION
DES SIEBENBÜRGISCHEN



„WIEN“
KARPÄTHEN-VEREINES.



2457

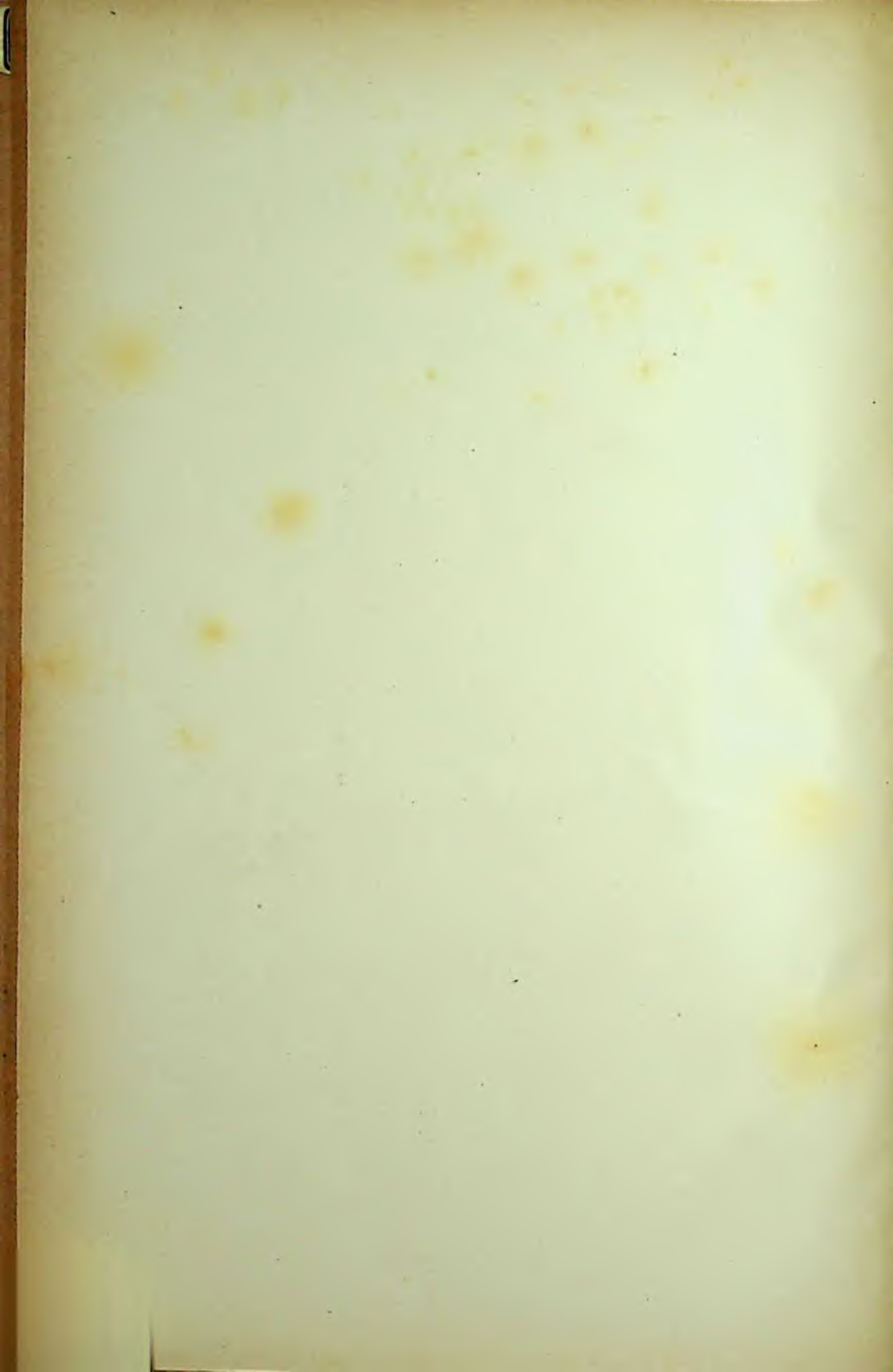
MIT 28 ABBILDUNGEN.



WIEN 1886.

VERLAG VON CARL GRAESER

L. AKADEMIESTRASSE 2b.



VORWORT.

Mit Vergnügen war ich zu Anfang dieses Winters der Einladung der Section „Wien“ des Siebenbürgischen Karpathen-Vereines gefolgt, in zwanglosem Vortrage die Eindrücke zu schildern, die ich von einem Herbstausfluge nach Siebenbürgen heimgebracht. Ich konnte auf solche Art einen Theil meiner Dankesschuld an die Mitglieder dieses Vereines abtragen, die mir in lebenswürdigster Weise die Ziele meiner Fahrt zu erreichen geholfen hatten.

Allein manche Bedenken hatte ich, als mir der ehrenvolle Antrag gemacht wurde, diesen Vortrag nunmehr durch Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Denn was konnte ich, der ich weder Naturforscher, noch Bergsteiger von Beruf bin, bieten, das nicht von bewährten Federn des Karpathen-Vereines schon besser und gründlicher beschrieben worden wäre? Solche Bedenken konnten erst der Erwägung weichen, dass es vielleicht nicht überflüssig wäre, weiteren Kreisen, als denjenigen, auf welche der Karpathen-Verein sein nächstes Absehen richtet, von dem vielen völkerschaft-

lich und landschaftlich Merkwürdigen und Schönen in Siebenbürgen zu erzählen, und dabei gelegentlich auch das Vorurtheil zu zerstören, als sei eine Fahrt in dieses ferne Land nicht nur wenig lohnend, sondern auch mit allzu grossen Beschwerden oder gar Gefahren verknüpft. Wenn ich also jetzt diese kleine Schrift in die Welt gehen lasse, so geschieht dies lediglich in der Hoffnung, dieselbe werde in manchem Deutschen die Lust erwecken, Siebenbürgen kennen zu lernen. Kennen lernen und lieben ist aber in diesem Falle eines und dasselbe.

WIEN, im December 1885.

Wilhelm Lauser.

I.

DIE DONAU HINUNTER.

Die Gedenkfeier der siebenhundertjährigen Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen, welcher ich im vorigen Jahre zu Hermannstadt anwohnen durfte, hatte in mir so tiefe Eindrücke zurückgelassen, ich hatte nach jahrzehntelanger Trennung so viele treffliche Freunde wieder begrüsst, so manche neue werthvolle Freundschaft geschlossen, Land und Leute so lieb gewonnen, dass längst mein Entschluss fest stand, so bald als möglich meine Schritte wieder nach jener Ostmark des Reiches zu lenken. Leider stellten sich unüberwindliche Hindernisse dem Wunsche entgegen, schon im Monat August an dem Stelldichein theilzunehmen, welches sich die Vereine der Siebenbürger Sachsen in der lieblichen, weinfrohen Stadt Mediasch gegeben hatten, um, wie alljährlich, durch wechselseitige Belehrung und Aufrichtung zu neuer Arbeit für ihr Volksthum sich zu stärken. Es war bereits der erste September, als ich endlich den Donau-Dampfer besteigen konnte, der mich von Wien die Donau hinunter tragen sollte.

Wer nach dem aufregenden Treiben des grossstädtischen Lebens Erholung auf einer Reise sucht, der kann nicht besser beginnen, als indem er sich zu Schiff in die Ferne entführen lässt. Statt in einem dumpfen Eisenbahnwagen eingesperrt und geschüttelt und gerüttelt zu werden, spaziere ich auf dem Verdecke des Dampfers hin und her und lasse in behaglicher Ruhe die wechselnden Uferbilder

an mir vorüberschweben. Da lösen urwaldähnliche Donau-Auen, belebt durch eine Menge wilden Geflügels, Inseln mit kleinen Fischerhütten, Ruinen wie diejenigen von Theben und Hainburg, Schlösser wie das von Petronell einander ab; wir grüssen die anmuthige alte Krönungsstadt Pressburg mit den Trümmern des Palffy-Schlusses, die gewaltige Kuppel des Domes von Gran, die Ruinen der einst so stolzen ungarischen Königsburg Visegrad mit ihrem Gegenüber, dem betriebsamen deutschen Markte Gross-Maros, die Bischofsstadt Waitzen; wir schauen in Ruhe dem Leben zu, das in Komorn und weiter abwärts in Peterwardein sich rührt, sobald unser Schiff anläuft. Das Nichtsthun dringt mit seiner ganzen Süßigkeit auf uns ein; traumartiges Sinnen nimmt Platz im Gehirn. Ich ertappe mich gelegentlich dabei, dass ich ein längst vergessenes Burschenlied vor mich hinbrumme; Menschen, an denen ich auf der Strasse achtlos vorüber gegangen wäre, ziehen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich vertreibe mir die Zeit mit Vermuthungen, wer dieser und jener von meinen Reisegeossen und welches sein Reiseziel sein möge.

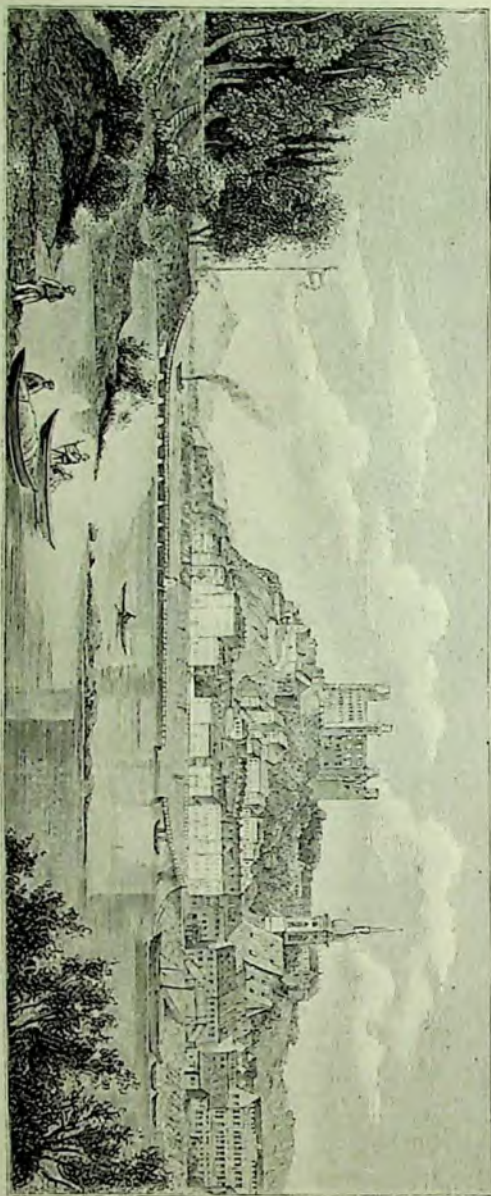
Abwechslung genug ist geboten mit den verschiedenen Kostgängern unseres Herrgottes, die sich auf einem solchen Donau-Dampfer zusammenfinden. Alle Stämme, die dieses weite Reich bewohnen, scheinen ihre Vertreter hierher geschickt zu haben; und ohne Versöhnungs- und Sprachenzwang verträgt sich das bunte Völkchen offenbar auf's Beste. Ein mir bekannter Anhänger der Wenzelskrone unterhält sich gemüthlich mit einem begeisterten Mitgliede des deutschen Schulvereins, und ein auf der Hochzeitsreise begriffenes ungarisches Ehepäarchen, das Anfangs sich nur auf magyarisch zu verstehen schien, hatte schon vor Pressburg angefangen, seine Süßigkeiten in der Sprache Goethe's und Heine's auszutauschen.

Der niedrige Wasserstand der Donau verlangsamt unsere Fahrt derart, dass wir erst nach vollständiger Dunkelheit am Ziel ankommen. Endlich hält unser Schiff, eine



THEBEN.

PRESSBURG.



mächtige Stimme verkündet irgend etwas in magyarischer Sprache. Alle Welt drängt über den Landungssteg hinaus, im Glauben, schon in Pest zu sein. Da ruft dieselbe Stimme auf deutsch: Station Ofen! und scheltend, dass der Mann sich nicht gleich von Anfang an Allen verständlich gemacht, schiebt sich die Menge auf das Verdeck zurück, um sich jetzt erst nach dem Pester Ufer übersetzen zu lassen. Derselbe Spass wiederholt sich, wie man uns erzählt, allabendlich bei Ankunft des Dampfers und wird wol so lange fortgesetzt werden, bis alle Donaureisenden des Magyarischen mächtig sind.

Ein Freund, der mich am Landungsplatze erwartete und mich gleich in einen Kreis ansässiger Bekannter führte, überreichte mir

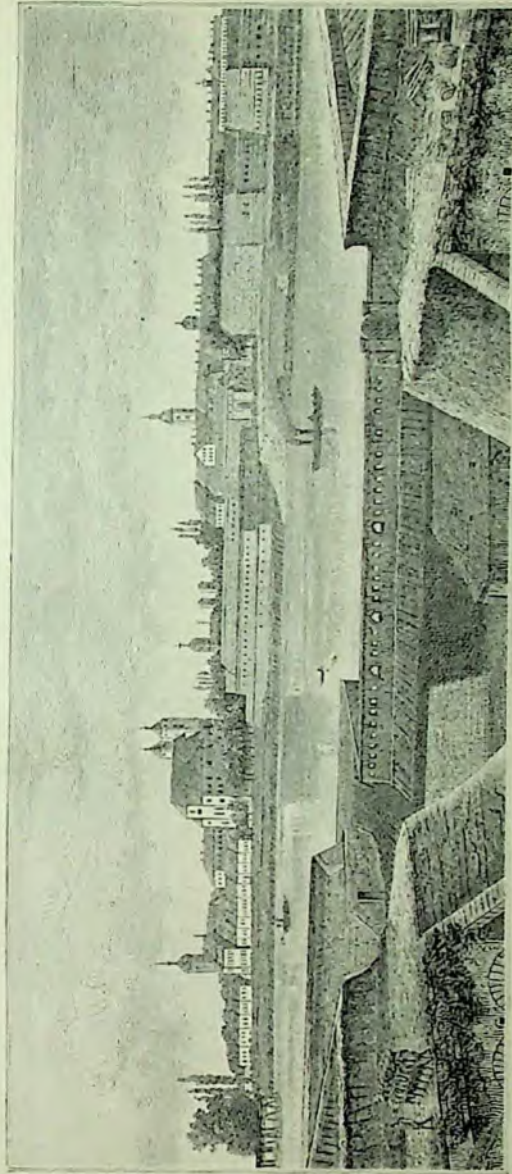
als willkommenen Gruss den Abdruck der Antrittsrede,

welche an demselben Tage der neue Universitäts-Rector Lechner gehalten, und in welcher er die hochwichtige Frage einer

selbständigen magyarisch-nationalen Cultur mit vornehmer Unbefangenheit erörtert hatte. „Verletzen wir nicht,“ sagte unter Anderm dieser Mann der Wissenschaft, „mit dem Streben nach

einer einheitlichen nationalen Cultur die übrigen Nationalitäten? Können sich dieselben nicht darüber beklagen, dass wir sie aufsaugen wollen, dass wir ihnen die magyarische Bildung aufzwingen und die ihrige, die vielleicht zu Höherem berufen, oder gar schon höher

ist, unterdrücken wollen? Diese Klage wäre eine unberechtigte. Denn es ist von keiner Aufsaugung, sondern höchstens von einer Verschmelzung die Rede. Wir wollen nicht, dass die Nationalitäten ihre



KOMORN.

die Rede. Wir wollen nicht, dass die Nationalitäten ihre

eigene, schon erworbene Cultur wegwerfen, verlassen, sondern dass sie dieselbe in die gemeinsame hinübertragen sollen; sie mögen ihrer vorzüglichen Eigenschaften sich nicht entledigen, sondern mit denselben die Gesamtnation zieren. Die gemeinsame nationale Cultur, der gemeinsame

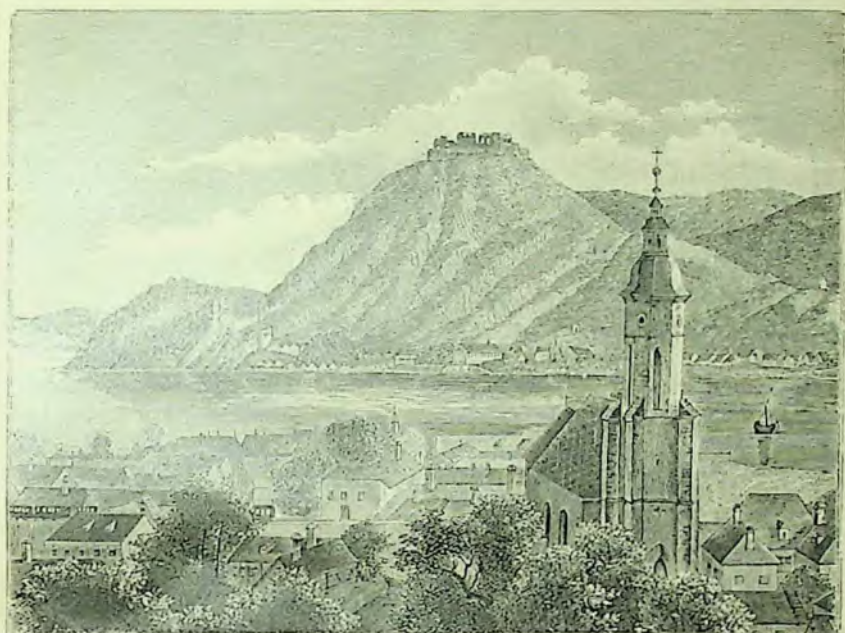


GRAN.

nationale Genius wird ihnen um so ähnlicher sein, je grösser ihr Antheil am geistigen Ganzen, je grösser ihr Zugebrachtes bei der Gesamtcultur ist."

Ich kann nicht leugnen, dass mich diese goldenen Worte eines trotz seines deutschklingenden Namens kernmagyarischen Mannes sehr ergriffen und mir den Wunsch nahe legten, eine solche Denkart möchte bald das Gemeingut Aller werden, die es ehrlich mit dem Staat Ungarn meinen. Denn je gewisser jene magyarisch-nationale Cultur nur ein

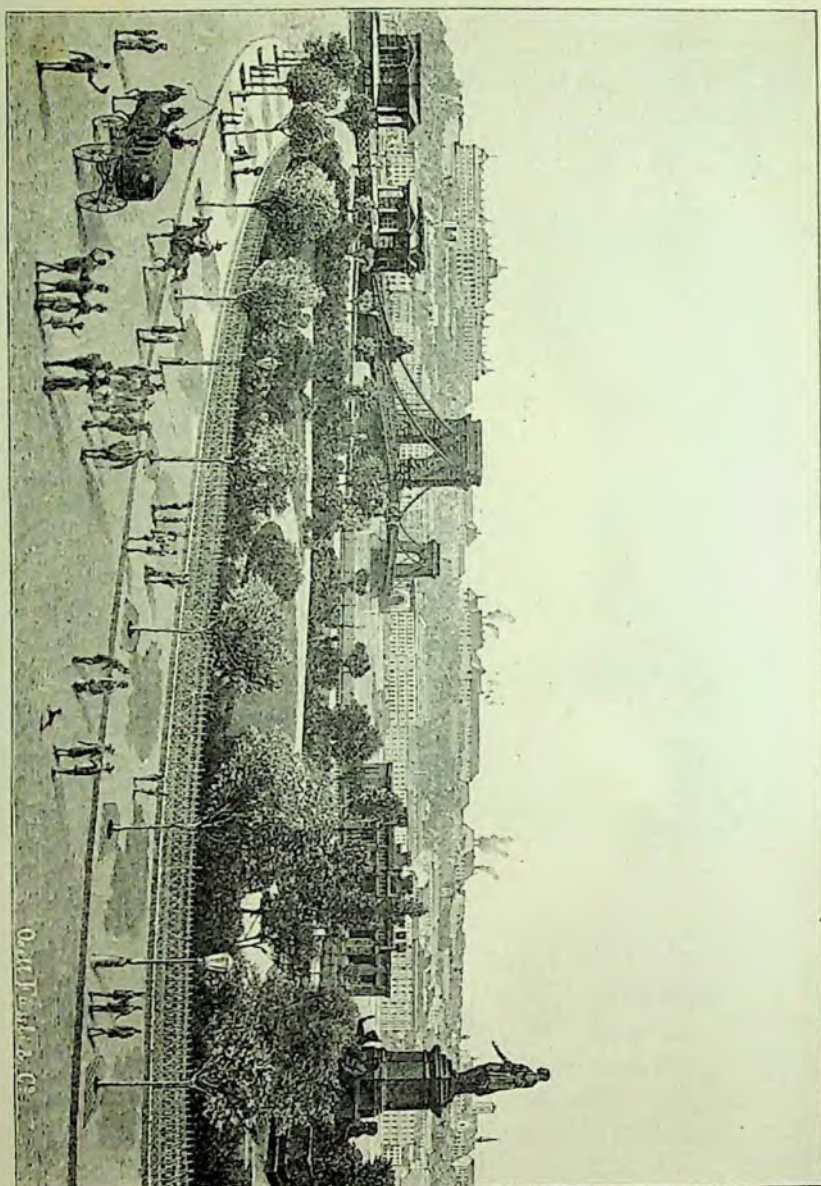
Werk der Zukunft ist, desto einleuchtender ist es auch, dass ein solches Werk nicht durch Zwang, der nur Erbitterung und Widerstand hervorruft, sondern lediglich durch das freiwillige Mitthun namentlich solcher Nationalitäten hergestellt werden kann, deren Bildung wie die der



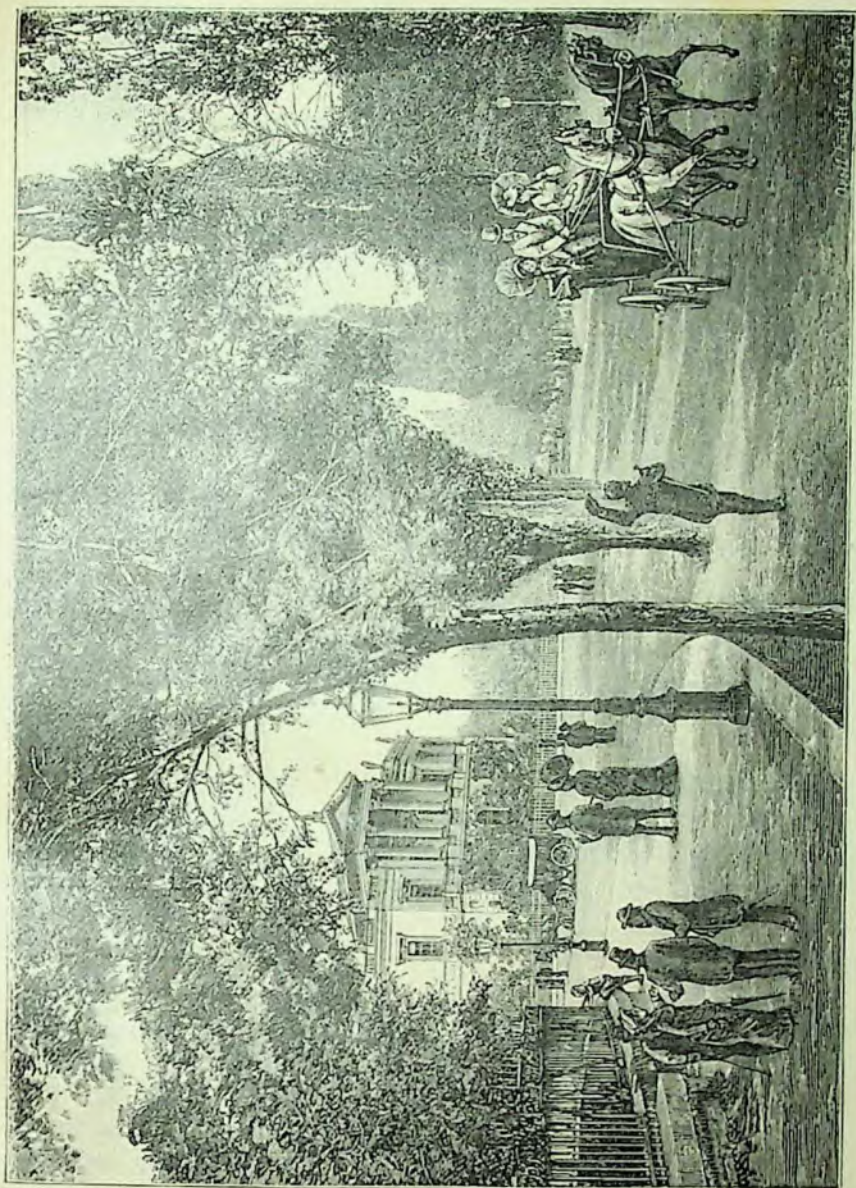
VISEGRAD.

romänischen zu Höherem berufen oder gar wie die der deutschen schon höher ist.

Jene selbständige nationale Cultur ist aber auch nicht einfach dadurch herzustellen, dass man demjenigen, was die nichtmagyarischen Nationalitäten schaffen, bloß die magyarische Marke aufklebt. Das glänzende Schauspiel, welches mit der ungarischen Nationalausstellung im Pester Stadtwäldchen den Fremden geboten war, mochte etwa jene französischen Gäste blenden, die als natürliche Bundes-



OPEN-PEST.

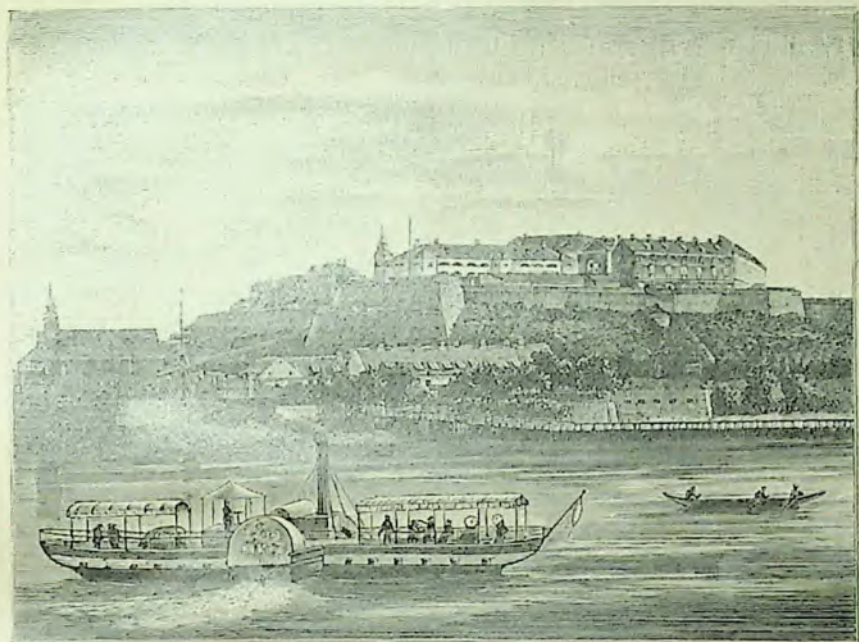


PESTER STADTWÄLDCHEN.

genossen der Magyaren gegen das Deutschthum vor Kurzem in so überschwenglicher Weise gefeiert worden waren. Als mich aber ein ungarischer Magnat, der besonders stolz auf seine nationale Ausstellung war, halb im Scherz und halb im Ernste fragte, ob die droben in Wien sich über den Erfolg derselben recht ärgern, antwortete ich: „Keineswegs, sehen wir doch in Euerer so herrlich gelungenen Ausstellung wie in Euerer prachtvollen Hauptstadt unter dünner Hülle so vielfach nur Fleisch von deutschem Fleisch und Bein von deutschem Bein.“ Konnte in der That so Manches, was hier unter national magyarischer Flagge segelte, als unmittelbar aus deutscher Hand stammend erkannt werden, so bildete für uns die anziehendste Sehenswürdigkeit gerade jene Abtheilung der Ausstellung im Stadtwäldchen, welche sich am meisten durch volksthümliche Sonderheit und durch Selbständigkeit des Geschmacks auszeichnete, nämlich diejenige, welche die Erzeugnisse der südslavischen, romänischen und sächsischen Hausindustrie enthielt. Insbesondere die verständnisvolle Anordnung der letzteren, ein Werk des Schriftführers des siebenbürgischen Karpathen-Vereines, unseres Freundes E. Sigerus, bereitete uns wiederum herzliche Freude und bestärkte uns in der Anschauung, dass ein Volksthum, welches seine Eigenart in so festen, tüchtigen und schönen Formen auszuprägen vermag, trotz Allem, was es zur Gesamtcultur Ungarns zuzubringen hat, von der letzteren nicht so bald spurlos aufgesogen werden wird.

Als wir uns nach dem Besuche der Pester Ausstellung wieder zur Weiterfahrt einschifften, konnten wir durch die unmittelbare Erfahrung bestätigt sehen, wie Recht der ungarische Gelehrte gehabt hatte, davor zu warnen, die magyarische Bildung den andern Nationalitäten aufzwingen, die Bildung der letzteren unterdrücken zu wollen. Es herrschte nämlich in den Orten, wo wir vorüber kamen, bis nach Orsova herab, keine geringe Aufregung über das soeben von der Pester Regierung, im Widerspruche mit

der sonst herrschenden Vereinsfreiheit, und wir dürfen sagen auch im Widerspruche mit dem sonst so ritterlichen Sinne der Magyaren, erlassene Verbot des südungarischen Bauernvereines. Dasselbe traf die etwa 400.000 deutschen Bauern, Schwaben genannt, die fleissigsten, ruhigsten, steuerkräftigsten Landwirthe Ungarns, welchen die von dem



PETERWARDEIN.

ärmeren magyarischen Landadel so eifrig betriebene Beschäftigung mit der nationalen Politik nicht viel besser als eitler Müssiggang zu sein scheint und welche seither ohne Gram diejenigen ihrer Stammesangehörigen von sich ziehen liessen, die sich an der von den Strebern in Pest betriebenen Aemterjagd in Ungarn betheiligten und zu diesem Zwecke wol auch vom Namen ihrer Väter abfielen. Das Verbot eines Vereines nun, der lediglich, im Gegensatze zu jenem un-

fruchtbaren politisch-nationalen Treiben, ernste und unmittelbare Standesangelegenheiten wahren sollte, scheint, was doch gewiss nicht beabsichtigt war, diesen Schwaben das deutsche Blut in Wallung und den Werth ihres eigenen Volksthums in doppelt lebhaftere Erinnerung gebracht zu haben. Und es lässt sich nicht leugnen, dass die ruhige Entwicklung des ungarischen Staatslebens bedenklich gestört werden könnte, wenn unter den Schwaben Südungarns geschickte Volksführer auftreten würden, welche ihre Missstimmung auszubeuten und dieselben nun auch mit nationalen Schlagworten aufzuregen wüssten. — —

Die Einfahrt in den Kazanpass ist unstreitig die grossartigste Partie der Donau. In die himmelanstrebenden senkrechten Felswände eingehauen, sehen wir links die Szechényistrasse, rechts Spuren und Reste der von Kaiser Trajan hergestellten Römerstrasse, gegenüber von Ogradina die Trajanstafel, und an der uns angähnenden, berühmten Veteranihöhle vorüber gelangen wir bald nach Orsova.



II.

AUF DER NIEMANDS-INSEL.

Man hat M. Jokai hie und da den Vorwurf gemacht, er sei in der dichterischen Freiheit zu weit gegangen, indem er in seinem Stücke „Der Goldmensch“ aus der uns doch so wolbekannten Donau eine „Niemand-Insel“ auftauchen liess, wo Menschen ausserhalb staatlichen und gesellschaftlichen Verbandes nur ihrem Glücke leben und wo sich gelegentlich auch Schätze finden, so grossartig, wie sie nur in Märchen des Morgenlandes vorzukommen pflegen. Diese Niemand-Insel lebt aber nicht blos in des Dichters Träumen. Es gibt ein Land in Europa — es ist freilich nur tausend Schritte lang, vierhundert breit — das zur Stunde Niemand gehört. Und es gibt ein Volk — allerdings kaum mehr als dreihundert Köpfe stark — das keine Steuer zahlt, keinen Kriegsdienst leistet und keiner Regierung zu gehorchen hat. Dieses selige Eiland liegt zwischen dem Donau-Ufer Oesterreich-Ungarns, Serbiens, Rumäniens, am Eingange zum Eisernen Thor und heisst Ada Kaleh. Es gehört zum grossen türkischen Erbe, das auf dem Berliner Congresse zur Theilung kam. Da aber die Diplomaten nichts Rechtes damit anzufangen wussten, so beschlossen sie, Ada Kaleh der Obhut Oesterreich-Ungarns anzuvertrauen; erst in Jahr und Tag solle entschieden werden, wem es in Hinkunft gehöre.

Es war ein schöner Septembertag, als wir von Orsova aus diesem Ziele zuwanderten. Heiss brannte die Sonne

auf die Landstrasse, die dem Donau-Ufer entlang nach der rumänischen Grenze führt und nur stellenweise boten am Wege die mit wildem Hopfen, Wein und Schlingpflanzen aller Art üppig durchwachsenen Bäume erquickenden Schatten. Bald war Ada Kaleh in Sicht. Unter einem Busche lag ein türkischer Schiffer, beschäftigt, sich seinen Kaffee zu brauen. Bald waren wir mit ihm über einen bescheidenen Preis einig, um welchen er uns in seinem Kahne hinüberfahren wollte. Seinen Kaffee nahm der vorsorgliche Orientale mit an Bord.

Wir landen an der Insel; kein Mensch nimmt Kenntniss von den Ankömmlingen. Mitten durch zerschossene oder eingerissene Befestigungen geht der Weg, an Verwaltungs- und Vorrathsgebäuden der österreichischen Besatzung vorüber, die, ungefähr in der Stärke von hundert Mann, hier ein vollkommen beschauliches Leben führt. Ein lebenswürdiger ungarischer Corporal, der froh ist, seine Festungs- Langweile kürzen zu können, bietet sich uns als Führer durch die Insel an. In einem Festungsgänge lesen wir eine mehrsprachige Inschrift zu Ehren jenes Mahmud Khan, der die Insel für die Türken erobert hatte. Aus dem Halbdunkel dieses Ganges tritt man in ein freundliches Gässchen, an dessen beiden Seiten die Wohnungen der Türken liegen, die hier zurückgeblieben sind. Einige von ihnen haben sich in den verlassenen Casematten der Festung häuslich eingerichtet. Die meisten wohnen in kleinen, von Obst- und Gemüseärten umgebenen Häuschen; eine Kuh, ein paar Hühner, der Ertrag des Gartens reicht für die bescheidenen Bedürfnisse der Insassen aus. Mit Arbeit plagen sich die Glücklichen sehr wenig; ihre Hauptsorge ist, dass der Bretterzaun, der ihr Heim umschliesst, in gutem Stande bleibe. So sieht man sie denn zu allen Tagesstunden mit Hammer und Nägeln hantiren; sie denken dabei weniger an den Schutz der herrlichen Weintrauben und Birnen, die in die Gasse heraushängen, als an ihre Weiber, deren Reize kein Christenauge schauen soll. Unser

türkischer Fährmann erzählt, es sei auch den österreichischen Soldaten verboten, auf die Wälle zu steigen, von denen man in die Gärten und Höfe der Türken blicken könnte.

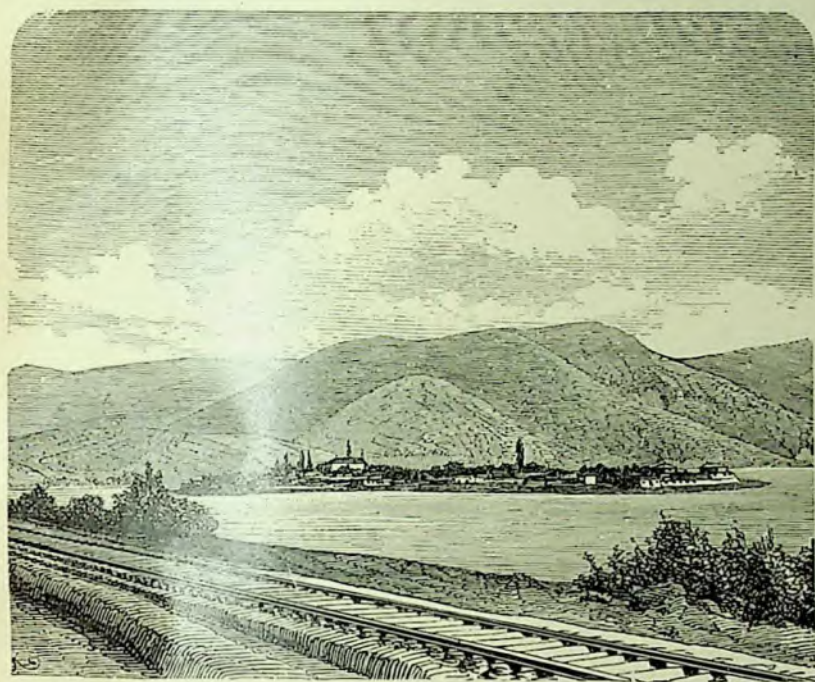
Man sieht denn auch auf den Gassen nur die ältesten und die jüngsten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, jene von abstossender Hässlichkeit, unter diesen einige wahrhaft reizende blonde Geschöpfe. Wir haben es gut getroffen; es ist Freitag, der türkische Sonntag und überdies gerade Festzeit, während deren Vermählungen stattfinden. So rennen denn türkische Buben mit allerlei Festgerichten und Kuchen, die der Bäcker backen soll, durch die Gassen; und Mädchen, die eben verlobt wurden, zeigen sich stolz in ihren buntfarbigen Gewändern; die ärmeren Bräutchen haben sich als Hauptschmuck seltsam verschnörkelte Streifen Goldpapier auf die Stirne geklebt. Hier und dort steht ein türkisches Kind unter der Gartenthüre, bietet schweigend den Fremdlingen ein paar Blumen an und empfängt schweigend eine kleine Entlohnung.

Mit einem Male dringt lauter Lärm an unser Ohr. In einem türkischen Hause wird das Fest einer Vermählung, beziehungsweise Verlobung gefeiert. Man erlaubt uns, einzutreten, denn heute ist der Tag, wo nur Männer an dem Feste theilnehmen dürfen. Eine Schaar Weiber, tief verschleiert, hat dem Hause gegenüber auf einem Festungswalle sich niedergelassen und schaut von dort der Unterhaltung der Männer zu. Beim Eintritt in das Vorgärtchen begrüsst uns die walachische Musikbande mit dem Rufe: Die Bojaren sollen leben! Ein alter Kerl, von dem man uns erzählt, dass er bereits seit drei Tagen ohne Aufhören tanze, führt zu den Klängen einer tollen Musik einen ebenso tollen als frechen Solotanz auf; ihn löst ein jüngerer Spassmacher ab, der uns alsbald seinen meterhohen Papierhut zum Hineinwerfen eines Bakschisch darbietet. Auf einer Art Veranda aus rohen Balken gezimmert, schlürfen dem Tanze zuschauend etliche Männer den duftenden Trank Arabiens. Der Wirth des Hauses, Giaffer Hussein, seines Zeichens

Tabakhändler, empfängt uns unter der Thüre mit aller Herzlichkeit; er bittet uns, die Aermlichkeit des Festes zu entschuldigen, das er für entfernte Verwandte angerichtet habe; vor etlichen Tagen sei es anders hier zugegangen, da sei ein Fest hier gefeiert worden, von dem die Welt noch in späten Tagen sprechen werde. Wir werden in die Stube eingeführt, in deren Mitte dicht gedrängt ein Dutzend Gäste sitzen, die unaufhörlich von den herumgereichten grossen Kuchen Stücke mit der Hand abbrechen und uns übrigens mit guter Manier von ihren Leckerbissen versuchen lassen. Hochaufgepolstert auf kostbaren Teppichen in der Ecke sitzt der junge Held des Tages und lässt sich gleichfalls den Festkuchen wol schmecken.

Giaffer Hussein geleitet uns dann aus seinem Hause hinüber in das öffentliche Café und bedient uns mit köstlichem türkischen Tabak, den er — ein letztes Ueberbleibsel der türkischen Herrlichkeit — zollfrei beziehen darf. Zu uns gesellt sich ein alter Türke von Achtung gebietendem Aeussern, Bega mit Namen, dem seine Stammgenossen mit sichtlicher Ergebenheit begegnen. Sein „Kriegsgeist“ ist es, was ihm sein grosses Ansehen verschafft hat; als sämtliche Türken Ada Kalehs ihre Waffen abliefern mussten, blieb Bega von dieser demüthigenden Massregel verschont. Auf ihn sind noch heute die Hoffnungen Mancher gerichtet, die nicht glauben mögen, es sei ein- für allemal mit der türkischen Herrschaft zu Ende. Bega ist aber auch ein weitgereister Mann, er hat Wien gesehen und trägt uns Grüsse an einige Bekannte daselbst auf. Er will uns eben in seinen Garten führen, um uns seine Weintrauben kosten zu lassen, da wird von der Moschee das Zeichen zum Gottesdienste gegeben. Fünfmal des Tages gehen diese frommen Muselmanen ihr Gebet verrichten. Bega eilt mit grossen Schritten der halbverfallenen Stiege zu, die zur Moschee hinaufführt; von allen Seiten kommen die übrigen Gläubigen herbei. Wir geniessen vom Eingange der Moschee, aus der die Stimme des Vorbeters heraus klingt, des reizenden

Ueberblicks über die zu unseren Füßen liegende Insel, über die Donau-Arme und die dunkelbewaldeten Ufer; von Zeit zu Zeit erschallt vom Holzminarete herab der Allah-Ruf des Muezzin, dessen Wiederhall die Uferberge zurücksenden. Ringsum ist Alles zu Grunde gegangen, was



ADAH KALEH.

einst die Grösse und den Glanz des Türkenreiches ausgemacht hatte, aber die Anhänger des Islam auf dieser kleinen Donau-Insel glauben noch immer an ihre Zukunft. Einer alten Ueberlieferung zufolge — und dieser Zug vollendet die Aehnlichkeit mit Jokai's Niemands-Insel — birgt das Eiland einen ungeheuren Schatz, dessen Hebung Alle noch reich und mächtig machen soll. In einem verschütteten Brunnen, verdeckt durch ein eisernes Gitter, soll derselbe

liegen; und trotz mannigfacher Verbote graben die Türken insgeheim zu nächtlicher Frist nach diesem Schatze . . .

Noch dauerte das Beten in der Moschee, noch ertönten die Rufe des Muezzin, da mahnte uns die sinkende Sonne an die Rückkehr; wir liessen uns wieder von unserem Türken zum österreichischen Ufer hinüberschiffen, ein Wächter nahte sich uns mit der Frage: „Haben Sie nichts Steuerbares?“ Wir waren wieder in Europa.



III.

SARMIZEGETHUSA.

Es war vor dreizehn Jahren, dass ich Orsova und seine Umgebung zum ersten Male besuchte. Damals hatte sich mir, schon vom Donau-Dampfer aus, ein österreichischer Officier romänischer Herkunft zur Fahrt nach dem berühmten Mehadia angeschlossen. Als wir unterwegs hier und dort eine Spur antiker Bauwerke wahrnahmen, kam mein Reisegefährte auf die Geschichte des alten Daciens und gar auf die grosse dakoromanische Idee zu sprechen. Soviel war mir bald klar, dass er innerlich der letzteren eine gewisse Zukunft versprach. Und trotz aller Zurückhaltung, die ihm sein Stand auferlegte, war deutlich wahrzunehmen, was er sich dachte, wenn mir der Kutscher, der uns führte, die Wirthe, bei denen wir einkehrten, die Bauern, denen wir begegneten, über die Magyaren klagten, welche jetzt die ehemals so schönen Wälder verwüsten, die Wege und Brücken verwahrlosen, den armen Mann bestechlichen und rohen Richtern preisgeben und die Kinder des Unterrichtes im Deutschen berauben, dessen Kenntniss ihnen seither die kostbarste Mitgift auf ihrem Lebensweg gewesen.

Das Bild, welches uns jetzt die Strecke von Orsova nach Mehadia bot, entsprach nun freilich nicht den düsteren Schilderungen und Weissagungen von damals. Inmitten wolgepflegter Felder und Gärten führte uns die belebte und auch gut unterhaltene Landstrasse bis zu dem Halteorte der österreichisch-ungarischen Staatsbahn: Mehadia-



TRAJANSTAFEL.

Herkulesbad. Auf dem schönen Kuppelbau des Bahnhofes glänzt weithin die goldene apostolische Krone; hübsche, schattige Laubgänge strahlen von dem Mittelbaue aus und geschmackvolle Gartenanlagen hegen das Gebäude ein, welches dem armen romänischen Bauern, der da seine Kuh oder Ziege vorbeitreibt, fast wie ein Märchenschloss erscheinen muss. Wir schlagen nun den Weg in ein schmales Seitenthal ein, welches von einem lustigen Flösschen durchrieselt wird. Man hat dieses Thal mit dem in seinem Hintergrunde liegenden Badeorte der Aehnlichkeit wegen schon das Kaltenleutgeben des Orients nennen wollen. Allein nicht bloß das Werk der Menschenhand, die Gesammtheit der, abendländische Zweckmässigkeit und Behaglichkeit mit morgenländischen Stilformen vereinigenden, Gebäude kündigt sich grossartiger an: auch die Berg- und Felsenmassen, welche als Umrahmung dienen, steigen kühner und trotziger in die Höhe, als in unserem idyllisch lieblichen Kaltenleutgeben.

Der Besuch Mehadias aus dem Oriente soll in diesen letzten Jahren in Folge der dortigen staatlichen Veränderungen etwas weniger lebhaft gewesen sein als früher, wo die reichen Bojaren und Paschas von der untern Donau besonders gern gesehene Gäste waren. Es ist aber zu erwarten, dass die ausserordentlichen Bemühungen, die von ungarischer Seite gemacht werden, um das Bad in jeder Beziehung zu heben, jetzt immer zahlreichere Besucher aus dem Westen anziehen werden. — Wer kein Freund jener gewöhnlichen Vergnügungen und Unterhaltungen ist, die hier wie in anderen grossen Badeorten geboten werden, dem winkt die Gelegenheit zum herrlichsten Naturgenuss in den angrenzenden unabsehbaren Wäldern und auf den hohen Bergen, von denen man wol einen Ausblick nach dem fernen Laufe des Donaustromes gewinnen kann. Ein romanischer Alter, seinen Dudelsack unter dem

Arme, gefolgt von seinem kleinen hübschen Mädchen, trägt sich uns als Führer zu der sogenannten Schwitzhöhle an, wo hoch oben auf dem Bergkamme der Dampf der im Thale befindlichen Schwefel-Quellen so heiss herausströmt,

dass man die Hand nicht über die Oeffnungen halten kann, und zu der Räuberhöhle, in deren wun-

dersam gebildeten Verstecken sich schon allerlei schlimmes Gesindel geborgen haben



ROMÄNISCHE BAUERNTRACHTEN.

(Mehadia.)

soll. Nach der Besichtigung derselben wartet uns der Romäne mit einer Probe seiner Kunst auf; er lässt sich am Eingang der Höhle nieder und sein Dudelsack quieckt uns zunächst in kaum wieder erkennbarer Form die österreichische Volkshymne vor. Dann verfällt er in die Weise eines nationalen Tanzes und die Kleine begleitet die Töne nun mit zierlichen Bewegungen. Eigenthümlich war der Gegensatz zwischen der kümmerlichen Gestalt des Alten, der da am Boden vor uns kauerte und dem Mädchen, das in seiner malerischen Tracht stolz und frei wie ein Fürstenkind vor uns hin und her wandelte. Ueberhaupt werden wir häufig genug inmitten einer sonst elenden Bevölkerung nicht bloß durch edlen, regelmässigen Gesichtsschnitt, sondern noch mehr durch die Körperhaltung und Gangart irgend einer Romänin an Erscheinungen aus der heutigen Campagna von Rom und an Darstellungen auf antiken Fresken und Vasen gemahnt. Sollte wirklich alt-römisches Blut hier noch durchschlagen, oder bewahrt nur die an antikes Muster erinnernde, den Gliedern ihre volle Bewegungsfreiheit lassende Volkstracht ihre Trägerin vor den verhängnissvollen Wirkungen der Mieder, Crinolinen, Tournuren und Stöckelschuhe Westeuropas?

Nach ein paar genussreichen Tagen fuhren wir nach Karansebes, einem grossen, aber trotz historischer Erinnerungen an die dakoromanische Zeit — in der Nähe steht der allerdings fälschlich sogenannte „Ovidthurm“ — langweiligen Neste, wo uns ganz andere Eindrücke empfangen, als in dem heiteren Mehadia. Im „grünen Baume“, wo wir einkehrten, wurde lebhaft eine soeben auf geheimnissvolle Weise aus Rumänien eingeschmuggelte und in tausenden von Exemplaren vertheilte Brandschrift der sogenannten rumänischen Irredenta besprochen, in welcher, zur Antwort auf die Gründung von Culturvereinen zur Magyarisirung der nichtmagyarischen Nationalitäten Siebenbürgens, den magyarischen Edelleuten und Städtebewohnern kurzwegs mit Brand und Mord gedroht wurde. Es mag nun sein,

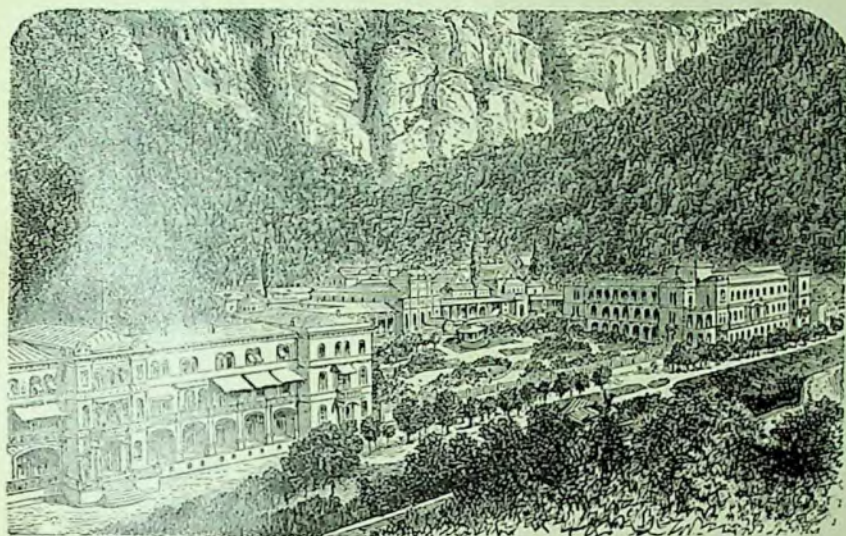
dass die in dieser Brandschrift stark übertriebene Unzufriedenheit der siebenbürgischen Rumänen, wie einige Tagesblätter in Budapest selber meinten, ihren Ursprung habe in der Lässigkeit der magyarischen Grundherren, die sich um die Lage ihrer armen rumänischen Bauern nie kümmerten, in der liederlichen Verwaltung und Rechtspflege und schliesslich in der von den Rumänen und Sachsen Siebenbürgens gleichermassen beklagten Thatsache, dass die Gesetze über die Gleichberechtigung der Nationalitäten aus den Sechziger-Jahren nicht beobachtet werden. Aber die politische Seite der Frage braucht uns hier nicht zu beschäftigen und die rein culturelle ist an sich schon wichtig genug, um die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu ziehen, welche den Bevölkerungen in der grossen siebenbürgischen Bergveste Ungarns ihre Theilnahme schenken.

Die Rumänen Siebenbürgens stellen sich uns heute nicht mehr als jene grosse gleichgiltige Masse dar, die sich mit Leichtigkeit niederhalten und der sich etwa die besseren Bestandtheile einfach entnehmen liessen, um das magyarische Volksthum zu verstärken. Einer der hervorragendsten Rumänen Siebenbürgens sagte mir mit Stolz, dass man unter seinem Volke Abtrünnlinge so gut als gar nicht, jedenfalls weniger als unter den Deutschen kenne, und dass es ein Verhängniss für die Magyaren sei, nicht daran glauben zu wollen, dass unter den Rumänen seit einigen Jahrzehnten eine gebildete Classe herangewachsen ist, die, weil ihr das Emporkommen unter den Magyaren erschwert wird, zu den Stammesbrüdern nach Rumänien hinüber wandert. Die Zahl der siebenbürgisch-rumänischen Gewerbsleute in Bukarest ist heute schon grösser als diejenige in ganz Siebenbürgen. Siebenbürger Rumänen beherrschen theilweise die Plätze von Galatz, Braila, Plojest, Krajova und Giurgewo. In Rumänien findet man heute ferner Alle, die während der letzten anderthalb Jahrzehnte an irgend einer deutschen Hochschule oder daheim sich

ein Diplom erworben haben, Professoren, Ingenieure, Architekten, Aerzte, Advocaten und Richter. Auf nicht weniger als etwa 15.000 Köpfe dürfte sich die in Rumänien befindliche „intelligente Emigration“ siebenbürgischer Rumänen, auf nicht weniger als 25.000 Köpfe die Zahl derjenigen überhaupt belaufen, welche Jahr für Jahr aus Siebenbürgen zu den Stammverwandten im Nachbarreiche auswandern. Wir müssen aber in der That, dass der Cultur-Schwerpunkt von den siebenbürgischen Rumänen mehr und mehr nach Rumänien hinüber rückt, eine ungleich ernstere Gefahr erkennen, als in den Brandschriften einiger Querköpfe.

Auf dem Wege durch den Eisernen Thor-Pass nach Siebenbürgen hinein kann man halbe Tage wandern, ohne, abgesehen von amtlichen Kundmachungen, auf etwas Magyarisches zu stossen. Die Leute, mit denen der Fremde zunächst in Berührung kommt, Wirthe, Kaufleute, Fabrikanten, Bergleute, künden sich durch Tracht und Sprache als Deutsche an: sonst trägt alles ausschliesslich rumänischen Charakter und mit diesem uns vertraut zu machen, das bildet neben den landschaftlichen Schönheiten den Hauptreiz unserer Fahrt durch das berühmte Hatszegeth Thal. — Der September bewährte seinen alten Ruf, dass er der eigentliche Wonnemond für uns sei. Unter einem herrlich blauen Himmel fuhren wir in leichtem Wägelchen auf ziemlich schlechter Strasse dahin, auf der sich herrenlose Schweinchen und anderes Vieh lustig tummelten. Gleich vor dem Orte fielen uns bettelnd, heulend und Räder schlagend die weiblichen und männlichen Sprossen einer Zigeunerbande an, welche ihre Zelte — wenn man etliche auf Stangen gespannte Tuchfetzen von unbeschreiblicher Farbe also nennen darf — an der Strasse aufgeschlagen hatte, um hier, allerdings mit sichtlicher Gemächlichkeit, dem Schmiedehandwerk obzuliegen. Denn was der Rumäne zu den von ihm selber gezimmerten hölzernen Wohnhäusern, zu Stall-, Hof- und Wirthschaftsgeräthen an Eisenarbeit

braucht, das liefert ihm der Schmiedzigeuner. Ursprünglich genug sind die Wohnhäuser in den romänischen Dörfern, welche fast regelmässig je eine halbe Stunde auseinander liegen. Inmitten einer Ansammlung von Blockhäusern, die oft sogar eines Rauchfangs entbehren, erhebt sich der Kirchthurm mit seinem vergoldeten Dache. Ein freundliches Zeichen sind die Blumen, die fast überall an den Fenstern



HERKULESBAD.

stehen, und hier und dort eine einfache Ornamentik an der Hauswand, welche die Zeichnungen wiederholt, die wir an den malerischen Schürzen der Romäninnen wahrnehmen. Man hat eben hier ein Volk vor sich, das in der Art der Urväter blos von der Viehweide und etlichem Obst- und Kukuruzbau lebt. Nur wo dasselbe enger mit den Sachsen zusammenwohnt, hat es ein Handwerksleben entwickelt. Dort sind aber auch die Häuser stattlicher, das Innere derselben behaglicher. Die Hausindustrie der Romänen, das heisst namentlich die Herstellung der mit interessanten

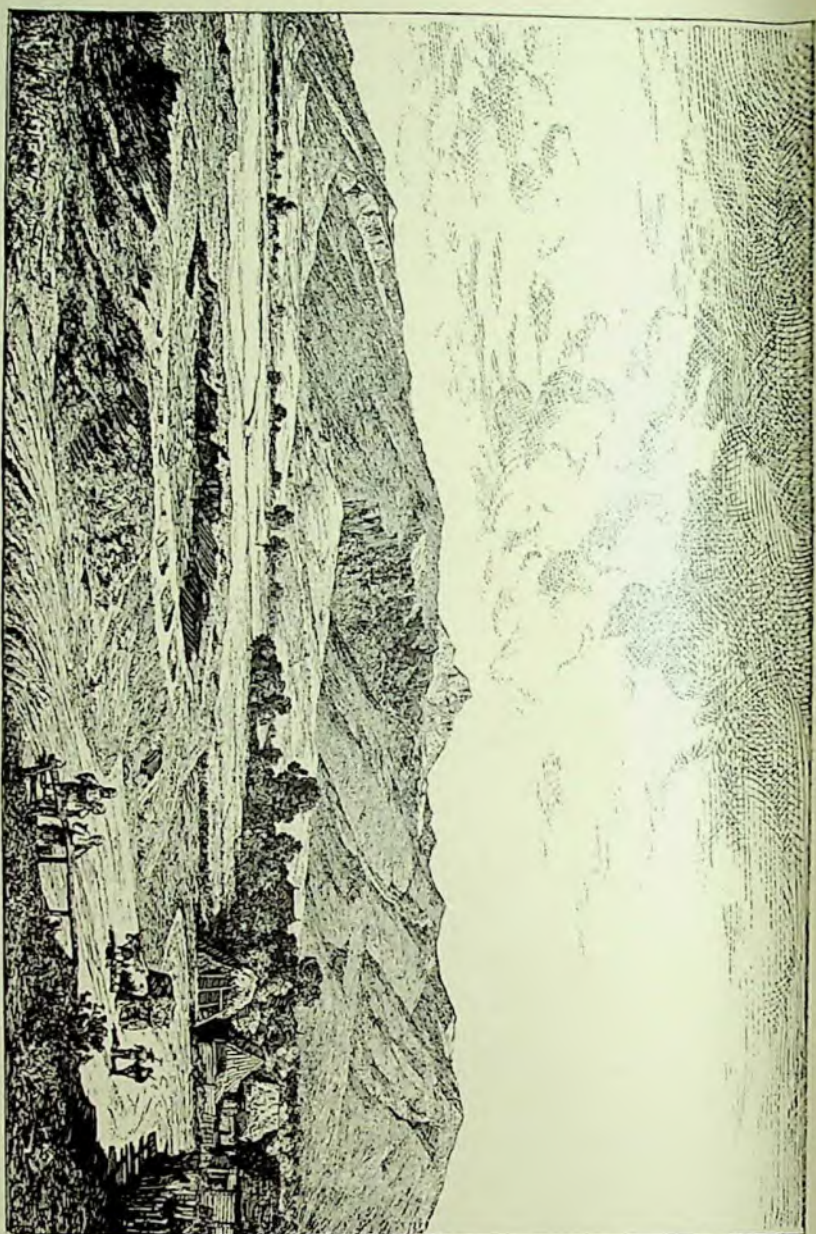
Stickereien versehenen Leinwandgegenstände und der in mannigfaltigen Mustern gewobenen Stoffe, die durch das darin bekundete Gefühl für Stil und Farbe auch in unsere westeuropäischen Wohnungen mehr und mehr Eingang finden, ist ganz den Frauen überlassen.

Ueber das Haupterzeugniss des romänischen Frauenfleisses, die berühmten Decken und Schürzen, Kretinzen, hat E. Sigerus kürzlich in der „Allgemeinen Kunstchronik“ unter Anderem geschrieben: „Dieselben haben einen eminent decorativen Zug. Durchwegs echtfarbig, haben sie ein höchst stilgerechtes, lineares Muster; selten zeigen sie Pflanzen-Ornamente und auch dann fast nur die stilisirte Nelke, welche die Romänen von ihren Nachbarn, den Sachsen, entlehnt haben, deren kunstgewerbliche und hausindustrielle Erzeugnisse, sozusagen als Nationalblume allenthalben die Nelke zeigen. Die Weberei ist als Hausindustrie unter den Romänen Siebenbürgens fast allgemein verbreitet; es gibt nur wenig Häuser, wo die Frau nicht ihren Webstuhl hätte, ein Geräthe primitivster Art, auf welchem sie aber mit geschickter Hand meist schöne Gewebe von kunstgerechter Zeichnung anfertigt. In manchen Dörfern arbeitet sie das ganze Jahr hindurch, in anderen dagegen nur im Winter, wenn die Feldarbeit ruht. Die Wohnungen der Romänen sind meist vollständig mit den bunten Geweben austapezirt, in deren Verbindung die rauchgeschwärzte Holzdecke und der grosse Kachelofen ein gemüthliches Interieur bilden.“ Nicht zu vergessen, fügen wir hinzu, die längs der Wand malerisch aufgepflanzten Krüge, Teller und Schüsseln, von denen Herr Sigerus in Hermannstadt eine so prächtige Sammlung angelegt hat.

Scharf hebt sich von dem halben Dutzend romänischer Dörfer, durch die wir zu fahren hatten, die deutsche Cultur in dem Fabriksorte Ferdinandsberg ab. Die Leute auf der Strasse tragen deutsche Tracht; sie denken nicht daran, uns unterwürfig zu grüssen, was die romänischen Landleute nie versäumen. Der Ort zeigt zwei stattliche Kirchen. Die

Häuser sind mit Kupfer oder Schindeln gedeckt, von Zier- und Nutzgärten eingefasst, in denen wir sonst fremde Bäume, wie den Quittenbaum, bemerken; auch sehen wir hier die ersten Bienenstöcke. Ebenso merken wir später, in Zaicany, alsbald, dass wir in einem magyarischen Dorfe angekommen sind; hohe Ziehbrunnen und die Strohdächer der Bauernhäuser geben dem Dorfbilde seinen Charakter; das Vieh ist sichtlich besser gehalten und der Menschenschlag ein kräftigerer. Hier treten wir aus dem Passe des Eisernen Thores in ebene Gefilde ein, und in seiner ganzen Pracht entfaltet sich zu unserer Rechten das Hatszegez Gebirge mit dem 2477 Meter hohen Retjezat, der in königlicher Herrlichkeit über den zahllosen Gebirgskuppen der Umgebung thront. In den wunderbaren Anblick versunken, nehmen wir kaum wahr, dass wir wieder bei ärmlichen Blockhäusern eines romänischen Dorfes, Gradiste, angelangt sind. Am östlichen Ausgange desselben aber steht mit einemmal das Bild vor uns, das wir schon aus den von L. H. Fischer radirten „Historischen Landschaften“ kennen: es ist hier die Stätte des alten dakischen Sarmizegethusa. Ein deutscher Kaufmann des Ortes erzählt uns von den Spuren des Mithras-Dienstes, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet, von steinernen Reliefbildern, Mosaiken, Bronzen, Münzen, die leider in alle Welt verschleppt wurden; und er zeigt uns den Weg zu den Kukuruz- und Flachs-feldern, wo gerade romänische Weiber zwischen den Umfassungswällen des römischen Amphitheaters, zwischen Marmor- und Ziegeltrümmern die Ernte einheimsen.

Nachdem Kaiser Trajan zweimal den sagenhaften Barbarenkönig besiegt hatte, der die nationale Selbständigkeit Daciens vertheidigte, wurden, wie A. von Domaszewski in der Erläuterung des Bildes von Fischer bemerkt, um das völlig verödete Land neu zu bevölkern, aus allen Theilen des Reiches Colonisten herbeigezogen, vor Allem ausgediente Soldaten, eine stets kampfbereite Gegenwehr. Und so hat Dacien durch mehr als sechs Menschenalter den Zweck



SARMIZEGETHUSA.

(Nach einer Radirung von Ludw. Haus Fischer.)



ROMÄNISCHE BAUERNMÄDCHEN.

(Siebenbürgen.)

Augusta Dacia. Sarmizegethusa ward Sitz des Statthalters und Mittelpunkt des römischen Daciens; von dort aus begann die abendländische Civilisation ihren Kampf gegen die Barbarei des eingeborenen Volkes. —

Die Stürme vieler Jahrhunderte sind zerstörend über die Hauptstadt eines einst grossen Volkes hinweggegangen und lange Zeiten gab es, wo dieses völlig verschollen und verschwunden schien.

erfüllt, den der grosse Kaiser bei der Gründung dieser

Provinz verfolgte: eine Grenzmark der Civilisation zu bilden gegen den Ansturm nordischer Barbaren. Allmählig entfaltete die römische Cultur hier wie überall, wo die Legionen des Weltreichs siegend vorgezogen waren, ihre reichen Blüten, hauptsächlich in den fruchtbaren Tiefebene an der Theiss und Donau.

Sarmizegethusa, die alte Königsstadt der Barbaren, wurde neu gegründet und erwuchs zu neuem Leben als Colonie Ulpia Trajana



EIN ZIGEUNER.

Eroberer aus fernen Ländern hielten ihre Siegeszüge über diese Ruinen, an welchen die wehmüthigen Erinnerungen der Unterworfenen hafteten. Und doch mögen die Abkömmlinge jener alten Dako-Romanen, denen ihr Volksthum wie durch ein Wunder bis heute erhalten blieb, mit dem Chor aus der „Braut von Messina“ sprechen: Die fremden Eroberer kommen und gehen, Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.



IV.

VAJDA HUNYAD.

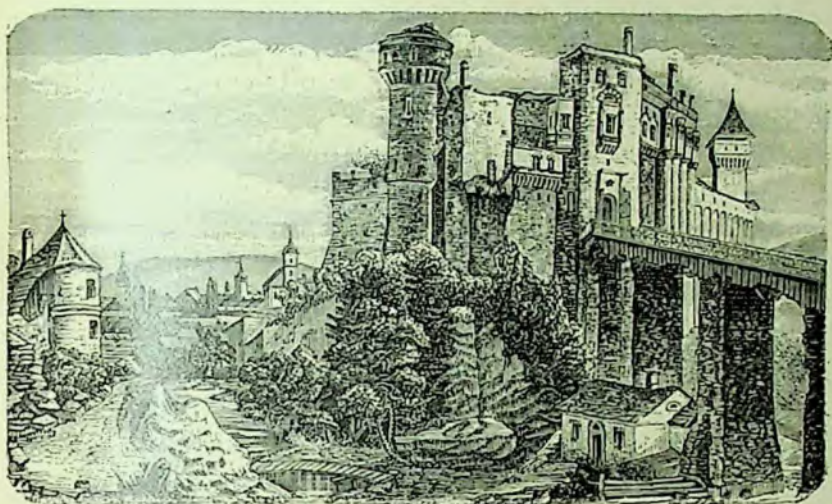
Auf dem Wege vom Eisernen Thor-Passe nach Hatszeg fehlt es auch sonst nicht an ähnlichen Spuren aus der Römerzeit, wie wir sie in Gradiste gefunden haben. Links, im Dorfe Demsus, ragt eine griechisch-orientalische Kirche, die den Kunstgelehrten der Gegend schon viel zu schaffen gemacht hatte, bis endlich festgestellt wurde, dass sie einfach nach dem ziemlich anfechtbaren Geschmacke der Einwohner seinerzeit aus hier vorhandenen römischen Bausteinen zusammengesetzt worden ist. Aehnliche altrömische Baustücke, Inschriften und Standbilder sind, zu unserer Rechten, in einem stattlichen Herrschaftshause zu Unter-Farkadin eingemauert.

Die ganze Ebene, deren Ostrand der Strellfluss einsäumt, breitet sich in der Gestalt eines Fächers vor uns aus, dessen Knopf das Städtchen Hatszeg bildet. Je mehr wir uns dem Ziel unserer Fahrt näherten, desto herrlicher verklärte der goldene Schein der Abendsonne die Berge ringsum, welche ihre Spitzen in den tief blauen Himmel tauchten; nur das Haupt des mächtigen Retjezat, zu dem immer und immer wieder unsere Blicke zurückkehrten, war mit einem dünnen Silberwölkchen verhüllt. Zu der weihevollen Ruhe der Natur trat jetzt in starken Gegensatz das bunte Leben, welches die Landstrasse zu erfüllen begann. Ein Strom mehr oder weniger angeheiterter Rumänen und Rumäninnen wälzte sich uns entgegen, singend, streitend,

liebkosend, theils zu Fuss, theils auf dürrn Kleppern reitend, theils auf vorsündflutlichen Wagen fahrend, dazwischen Schafe, Ziegen, Pferde, Schweine, die von dem tagsüber abgehaltenen Hatszeger Viehmarkte, dem wichtigsten der ganzen Gegend, heimgetrieben wurden. Das Gasthaus, wo wir abgestiegen, war mit Marktbesuchern und einer Schauspielertruppe überfüllt, aber der freundliche magyarische Wirth bot uns sein eigenes Zimmer an, wo wir dann ganz gut aufgehoben waren.

Vor der völligen Dunkelheit machten wir noch einen Spaziergang durch den freundlich gelegenen, hauptsächlich von Rumänen bewohnten Ort, dessen zumeist ebenerdige Häuser eigentlich fast nur die Coullissen um einen riesigen Marktplatz bilden. Dann konnten wir der Verlockung nicht widerstehen, das magyarische Theater zu besuchen. Allein wir hatten uns umsonst darauf gefreut, etwa eines jener Volksstücke zu sehen, in deren Aufführung die magyarischen Künstler so viel Gewandtheit und Natürlichkeit an den Tag legen. Statt dessen setzte man uns das Pariser Stück „Denise“ vor, dem die schauspielerischen Kräfte entfernt nicht genügten und die Zuschauer, besonders die zahlreichen jungen Mädchen, noch weniger Verständniss entgegenbringen konnten. Unbefriedigt verliessen wir daher bald den Musentempel wieder. Doch war hiermit leider der Zoll, den wir an's Theater zu entrichten hatten, noch nicht ganz erledigt. Die erste Liebhaberin, die in unserem Gasthause wohnte, hatte einen uns ganz unerklärlichen Eindruck auf das Herz eines Beamten des Ortes gemacht und dieser brachte zur unpassendsten Zeit, da wir schon in tiefem Schlafe lagen, seiner Angebeteten die unpassendste Huldigung dar. Mit einem Male hörten wir nämlich auf der Treppe und im Gange verdächtige Schritte und Stimmen, und ehe wir uns über die vorhandene Gefahr ganz klar waren, brach, von einer offenbar nur zu gut bezahlten Zigeunerbande gespielt, ein Csárdás los, dem noch ein zweiter, dritter und vierter folgte, bis endlich Urheber

und Ausfüh rer dieses seltsamen Ständchens die Stiege hinab und zum Hause hinaus polterten. Aber es stand, wie es scheint, nun einmal geschrieben, dass wir in dieser Nacht nicht mehr zur Ruhe kommen sollten. Vom Hofe herauf scholl plötzlich, da der Tag eben graute, ein jämmerliches Geschrei und Fluchen in allen möglichen Sprachen, und eine regelrechte Keilerei war schon im Gange, als



VAJDA HUNYAD VOR DER WIEDERHERSTELLUNG.

der biedere deutsche Hausknecht erschien und mit einem wuchtigen Prügel die vielsprachigen Kämpfer hinaus trieb.

Des Morgens hatten wir alle Mühe, unseren guten Wirth zu beruhigen, dass wir ihm diese in seinem Hause gebotenen Sittenbilder nicht verübeln werden. Er führte uns, seine Freundlichkeit verdoppelnd, selbst in seinem besten Wagen nach dem ziemlich weit entfernten Bahnhofe, wo wir den Zug nach Petrosény bestiegen. Die vielen Tunnels, Brücken und Windungen der Bahnstrecke, durch welche man zu dem 611 Meter über dem Meere höchst malerisch im Schielthale gelegenen, durch seine gross-

artigen Steinkohlenlager wichtigen Orte gelangt, erinnerten uns mehr als einmal an den kühnen Bahnbau und die Naturschönheiten unseres Semmering. Vor wenigen Jahren noch standen hier bloß ein paar elende Hütten. Jetzt fahren wir in einen stattlichen Bahnhof ein und betreten eine freundliche Stadt mit beiläufig sechstausend Einwohnern, ansehnlichen öffentlichen Gebäuden, reinlichen Arbeiterwohnungen mit hübschen Gärtchen. Die armen Bewohner der Gegend haben einen anständigen Unterhalt gefunden, ungarische, böhmische, rumänische, deutsche Arbeiter wohnen hier friedlich beisammen, und wo dereinst nur niedergebrannte Wälder den Pfad anzeigten, auf dem einzelne Wanderer die Grenze nach Rumänien überschritten, da läßt jetzt die Gewerkschaft und der Staat, um den Erzeugnissen ausgedehnten Absatz zu verschaffen, eine breite Fahrstrasse durch den wilden Szurduk-Pass anlegen. An solche Stätten sollte man die sonderbaren Volksbeglückter führen, die über die Ausbeutung der Armen durch das Grossgewerbe zetern und dagegen für die adeligen Latifundien und Fideicommissse schwärmen, durch welche dem gemeinen Manne der Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Nach Hatszeg zurückgekehrt, zogen wir es vor, statt mit der Eisenbahn über Piski, welche hauptsächlich zum Zwecke der Kohlenbeförderung aus Petrosény angelegt worden, im Wagen die Fahrt nach Vajda Hunyad fortzusetzen. Wir hatten unsere Wahl nicht zu bereuen. Denn als wir die Höhe gegen Norden hinan fuhren, enthüllte uns nicht bloß Hatszeg nochmals alle Reize seiner Lage, sondern wir konnten auch noch dem fernen Retjezat unsere bewundernden Abschiedsgrüsse zusenden und den Blick nochmals in das Waldesdunkel der ihm vorgelagerten Berge tauchen, aus welchen jenes Schloss hervorschimmert, das dem Kronprinzen Rudolf als Standquartier bei den Bärenjagden in dieser Gegend zu dienen pflegt. Bald geht unser Weg abwärts durch jungen Eichenwald; jeden Augenblick muss

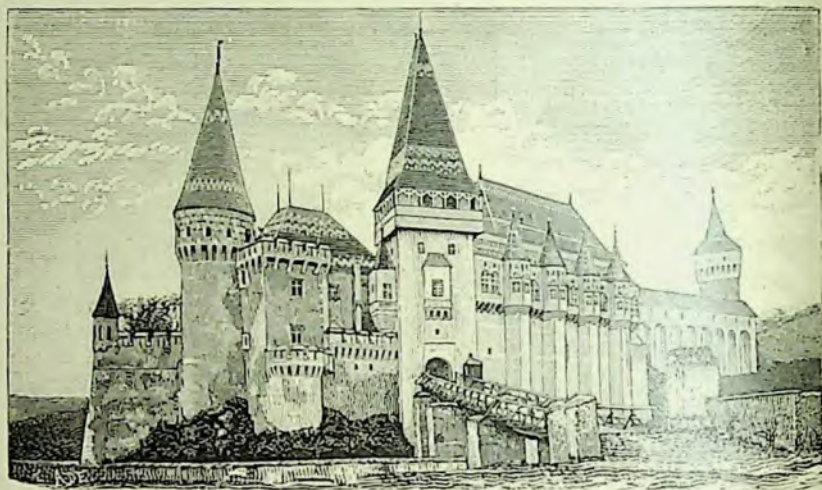
unser romänischer Kutscher vom Bocke springen, um zu sperren, was er in Ermangelung eines Radschuhes dadurch vollbringt, dass er das Rad mit einem Strick festbindet, der freilich stets im entscheidenden Augenblicke reisst. Welliges Hügelland wird dann von einem wenig bewohnten und angebauten Längenthal abgelöst, das ein kleines Flüsschen durchzieht. Wir fahren an dem, der Kronstädter Bergwerksgesellschaft gehörigen Eisenwerke von Kalán vorüber durch mehrere ärmliche Dörfer, in denen übrigens die Vorbereitungen zur Weinlese einen immerhin erfreulichen Anblick gewähren. Die Bauern sind hier durchwegs in magyarische Tracht gekleidet, sprechen aber nur romänisch. Sollte hier ursprünglich magyarisches Volksthum, wie es übrigens unzweifelhaft da und dort geschah, dem romänischen gewichen sein?

In Vajda Hunyad selber, das mit seiner Stammburg der Hunyade allezeit ein so gewaltiger Stützpunkt der Ungarn gewesen, hören wir auf der Strasse nur romänische Laute und das Magyarische scheint sich nur hervor zu trauen in den von den letzten Wahlen herrührenden Maueranschlügen mit der Ueberschrift: *Éljen Károlyi!* Und in romänischer Sprache kündigte eben, wie wir in die Stadt einfuhren, der öffentliche Ausrufer den Insassen an, dass sie kommenden Tages männiglich zur Arbeit am Wegbaue sich einzufinden haben.

Bevor wir in das freundliche Czernathal niederstiegen, in welches Vajda Hunyad gebettet ist, hatten wir einen Anblick, in welchem sich die Erinnerungen der Vergangenheit und die Thätigkeit der Gegenwart vereinigten. Aus der Stadt ragte das alte Stammschloss der Familie Hunyadi mit seinen mächtigen Thürmen und Erkern hervor und jenseits derselben sahen wir die von dem Schwaben Obach erbaute Drahtseilbahn in Thätigkeit, welche auf einer Strecke von 31 Kilometern aus Gyalár Eisenerze und aus Vadu Dobri Holzkohlen zu den Hochöfen von Vajda Hunyad herbeischafft. Wie von der Kraft eines Zauberers

gelenkt sieht man aus weiter Ferne schon die grossen Füllkörbe durch Aecker und Wiesen und hoch durch die Luft über Bergschluchten hinweg ihrem Bestimmungsorte zuwandern.

Die ungarische Geschichte von fast einem halben Jahrtausend mit Erinnerungen an ruhm- und kraftvolle Thaten und an Zeiten der Bedrängniss und Verwirrung



VAJDA HUNYAD NACH DER WIEDERHERSTELLUNG.

(Nach einer fotogr. Aufnahme von M. v. Déchy.)

spiegelt sich im Schicksale der Stammburg der Hunyade ab, die man als ein Denkmal der Nation eben jetzt wieder stilgerecht aufbaut. Hier hatte einst der eigentliche Erbauer, Johann Hunyadi, „der ungarische Cid“, König Mathias, Johann Corvinus, Gabriel Bethlen, Johann Kapistran gehaust. Belagerungen und Stürme hat diese Burg wie wenige ausgehalten und der Brand hat sie mehr als einmalingeäschert.

In begeisterten Worten schildert der ungarische Schriftsteller Alexander Szilágyi die Burg folgendermassen: Wol sind früher und später viele Burgen in Ungarn erbaut



SZURDUK-SCHLUCHT.

(Nach einer fotogr. Aufnahme von M. v. Déchy.

worden, manche überragen Hunyad an Grösse, manche mögen an sich schöner sein, doch nirgends ist die reizende Architektur mit dem Charakter der Umgebung in so harmonischem Einklange wie hier. Grosse und kleine Thürme ragen über den Bau empor und gliedern die Masse in lebendiger Weise, zu ihren Füßen nach Form und Grösse verschiedene Wälle, Säle und Erker von niedrigeren und höheren Dächern bedeckt, so wie die Laune des Besitzers sie durch Jahrhunderte zusammengefügt, der grosse polychrom gefärbte Thurm, dann die eingerahmten gothischen Fenster, die gewaltige Bastei, Winkel und Ecken, Licht und Schatten, Farbe und Linie, all das gibt dem Gesamtbilde unzählige Reize; romantische Höhen umgeben die Burg, wenn sich die untergehende Sonne über sie hinabbeugt, so vereint sich Alles zu einem hochpoetischen Ganzen.

Bei dem Aufbau der Burg wurden unter Benützung der von der Natur gebotenen Vorthelle gleichzeitig zweierlei Regeln angewandt, welche gewöhnlich gesondert und selbständig angewandt werden, die einen bei Bergfestungen, die andern bei Wasserbauten. Zu allererst wurde der Theil erbaut, welcher die Schlosskapelle trägt, über deren Altar der Name Kapistran zu lesen und in deren Wand der Rabe des hunyadischen Wappens und die Gemse des Wappens der Elisabeth Szilágyi zu sehen ist. Hierauf wurde der nördliche Tract erbaut, in welchem sich der Rittersaal, das „Landhaus“ befindet, das von Marmorsäulen getragen und mit einer Inschrift versehen ist, welche bezeugt, dass Hunyadi János den Tract im Jahre 1452 erbauen liess. Die Helden der Ritterzeit liebten diese grossen Säle. Während die Männer in dem gewölbten Saale ihre Berathungen hielten und Pläne entwarfen, zogen sich die Frauen in die weit ausspringenden Erker zurück. Jener grosse Saal hat vier solche mit architektonischer Pracht ausgestattete, mit schlanken gothischen Säulen versehene Erker. Das Ganze überrascht den Betrachter durch den leichten und eleganten Stil und bildet eine der schönsten

Zierden der Burg. Die Verbindung mit dem Thurm Neboysza ist durch eine Galerie hergestellt. Es folgen die Bauten des Bethlen Gábor, die Kapelle, die von König Mathias erbauten Mauern, die unter dem Giebel der Kapelle befindliche Wölbung, die eine Loggia bildet, an deren Wand die Bildnisse des Königs Mathias und seiner Gattin Beatrix und verschiedene Wappenbilder-Fresken zu sehen sind. Dieser von König Mathias erbaute Theil wird der goldene Palast genannt. Der Hof selber mit seinen regellosen Bauten, dessen Pflaster der Felsen bildet, die gothischen Fenster, die wappengeschmückten Thore bieten einen pittoresken Anblick.

Ungarische Dichter und Künstler mahnten immer wieder an die Ehrendschuld des Landes, den herrlichen Bau wieder herzustellen. Der Hermannstädter Professor W. Schmidt veröffentlichte 1865 eine Schrift über „die Stammburg der Hunyade in Siebenbürgen“. Und von dem Ungarn Ludwig Arányi erschien zwei Jahre später eine Schrift mit zahlreichen Abbildungen, durch welche auch des Kaisers Aufmerksamkeit auf dieses Kleinod gelenkt ward. Im Jahre 1868 wurden endlich die Restaurations-Arbeiten in Angriff genommen, leider aber zum Theil nachlässig und leichtfertig ausgeführt, so dass der gegenwärtige Restaurator, Graf Kun, der uns in liebenswürdigster Weise alle Räume des Schlosses zeigt, was seine Vorgänger gemacht, vielfach wieder abtragen muss. Der allerdings sehr bescheidene jährliche Staatsbeitrag von 5000 Gulden soll jetzt ergänzt werden durch die Sammlungen des neugegründeten „Hunyader Burgvereines“. Allein uns scheint es um so mehr eine unabweisliche Pflicht des ungarischen Staates selbst, grössere Mittel für diesen Zweck fliessen zu lassen, als derselbe nicht so bald wieder einen so geschickten und gewissenhaften Fachmann zur Hand haben wird, wie den Grafen Kun und dieser insbesondere auch durch Heranschulung Eingeborner zu tüchtigen Kunsthandwerkern einen fruchtbaren Samen in

diesen sonst nicht sehr dankbaren Boden gelegt hat. Wir sahen hier Schmiede-, Tischler-, Steinhauer- und Zimmermanns-Arbeiten ausführen, die, abgesehen von der staunenswerthen Wohlfeilheit, den Vergleich mit einschlägigen Arbeiten in Pest und Wien gut aushalten.



MATHIAS CORVINUS.

HERMANNSTADT.

Plötzlich eingetretenes schlechtes Wetter, welches die Miene hartnäckigen Landregens annahm, vertrieb uns früher als uns lieb war, aus Vajda Hunyad. Um uns rasch in der Sachsenhauptstadt, Hermannstadt, bergen zu können, verzichteten wir diesmal auf einen Abstecher nach dem vielgerühmten Mühlbach mit seiner romanisch-gothischen Pfarrkirche. Wir machten aber doch, der verlockenden Schilderung in Bielz' trefflichem Reisehandbuch für Siebenbürgen* folgend, unterwegs noch einmal in Karlsburg halt. Und wir hatten dies wahrlich nicht zu bereuen. Ein mit aller europäischen Bequemlichkeit ausgestattetes Gasthaus nahm uns hier auf. Abends konnten wir bei trefflicher Atzung den Weisen einer Zigeunerbande lauschen und bis in die späte Nacht dem Treiben magyarischer und romanischer Bauern, Zigeuner und Juden auf dem Hauptplatze der Stadt zuschauen.

Aus der wahrhaft morgenländischen Ursprünglichkeit, welche sich hier entwickelt, tritt man wie in eine andere Welt durch das stattliche, mit dem steinernen Reiterstandbilde Karls VI. geschmückte Karlsthor. Ein reinliches Städtchen mit manchen grösseren, für Bildungszwecke bestimmten, öffentlichen Gebäuden, hat sich zwischen den Mauern der von jenem Kaiser erbauten Festung um die Kaserne und den Wohnsitz des römisch-katholischen Bischofs von Siebenbürgen gelagert. Inmitten hübscher Spazierwege

* 2. Aufl. 1885. Wien, Graeser.

steht als Erinnerung an die Schrecken des Bürgerkriegs das Denkmal des 1849 gefallenen Obersten Losenau. Hier spielt allabendlich die Militärmusik, vor einer freilich nicht sehr grossen bürgerlichen Zuhörerschaft; wie man uns sagt, grollen die magyarischen Einwohner den Officieren wegen ihrer angeblich romänischen Gesinnung. Die prächtige ursprünglich im Rundbogenstil erbaute, von Johann Hunyadi, in gothischer Bauart erweiterte Domkirche ist eine Art Pantheon siebenbürgischen Ruhmes, denn hier befinden sich neben vielen andern Grabmälern siebenbürgischer Fürsten diejenigen Johann Hunyadi's selbst, seines Sohnes Ladislaus, Johann Corvins, der Königin Isabella, Johann Sigmunds, des Cardinals Andreas Báthori, der siebenbürgischen Fürsten Michael Apafi I., Stefan Bocskai, des Markgrafen Johann von Brandenburg u. A. Die Domkirche birgt auch noch einen herrlichen Schatz, den wir gar nicht genug bewundern konnten, dessen Besichtigung wir allen Reisenden dringend empfehlen, sehr schöne Messgewänder und Erzeugnisse ungarischer und deutscher Goldschmiedekunst, darunter eine Monstranze von einem Reichthum und von einem feinen Geschmacke, dass sie allein schon einen Aufenthalt in Karlsburg verlohnt.

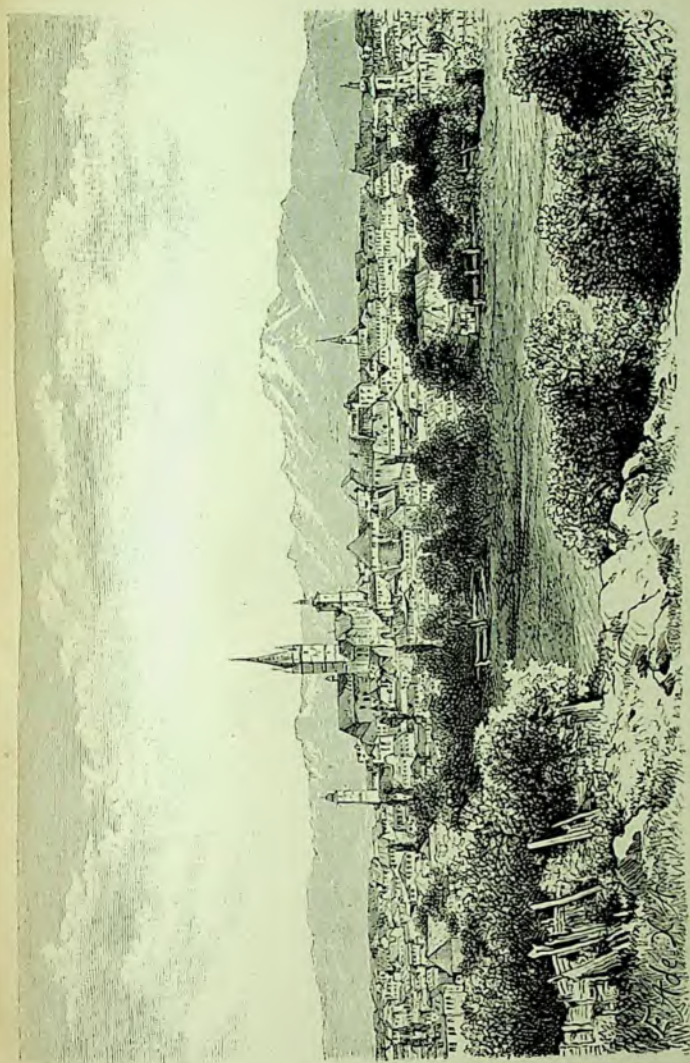
Indem wir nun den eigentlichen alten Sachsenboden betreten, ändert sich vollständig das Bild der Landschaften und menschlichen Wohnstätten. Man glaubt sich mit einem Schlag in das Thal des Neckars oder Mains oder in die fröhliche Pfalz versetzt. Von den Bergen schauen ernste Burgruinen herab; spitze Kirchthürme ragen über die Dörfer empor; die stattlichen Bauernhäuser sind wie in Süddeutschland, um diese Jahreszeit, mit buntfarbigen Welschkorn-Kolben behängt, und wie sie in ihrer Behäbigkeit an die fränkischen Dörfer der Hart erinnern, so sind sich auch die Menschen, Rheinländer und Siebenbürger, wie sich leicht beobachten lässt, in Wuchs und Gestalt, in jeglicher Art innerer und äusserer Lebensentfaltung trotz der siebenhundertjährigen Trennung gar ähnlich geblieben.

J. Wolff, der uns mit einer trefflichen Schrift in „Haus und Hof unserer Landsleute in Siebenbürgen“ eingeführt hat, sagt: Wie die Dorfanlage und die Hofform, so ist auch unser Hausbau fränkisch. Die schmale Giebelseite schaut auf die Gasse, die Langseite mit der Hausthüre auf den Hof. Wie im alten Frankenland, so ist im siebenbürgischen Sachsenland das Haus immer ein langgestrecktes Rechteck, nicht breit und nicht niedrig, selbst das kellerlose Holzhaus ist zum Hochparterre geworden. Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude sind hier wie dort von einander getrennt; sie bilden selbständige Gebäude. So hat sich denn auch hier wie überall des deutschen Bauern Zähigkeit bewährt. Und — es will uns fast seltsam erscheinen — wie sich die Mundart hier und im rheinischen Lande in gleicher Weise weitergebildet hat, so hat sich die mittelalterliche Hütte hier und dort fast genau zu demselben stattlichen Bauernhause entwickelt. Das Haus gilt dem Sachsen, wie seine bis zum heutigen Tage bewahrten Bräuche zeigen, als ein Heiligthum, als eine sichere Veste; es war eine Friedstätte für den Wirth und seine Genossen, es war zugleich, was bedeutend mehr ist, eine Freistätte. Es gewährte auch dem Fremden, der sich der augenblicklichen Folgen einer That oder eines Verdachtes entziehen wollte, sichern Schutz, der nur aufhörte, wenn die Volksgemeinde die Auslieferung des Flüchtlings gutgeheissen hatte. Länger als das bürgerliche Haus, bis in die josephinische Zeit, hat noch der Pfarrhof und die Kirche dem Flüchtling Sicherheit geboten.

Ich kann mir nicht versagen, hier noch Wolff's schöne Sätze beizufügen: Die leuchtenden Punkte unserer Vergangenheit sind nicht schimmernde Hofhaltungen und Schlossfeste, nicht mächtige Flotten und Armeen, nicht Eroberungskriege und Landraub, auch nicht diplomatische Kunststücke und geheimräthliche Listen; der goldene Faden unserer Geschichte ist die harte Arbeit im Dienst der Gesittung, der leidvolle Kampf für's deutsche Haus. Der

Geist, der unser Völkchen durch sein Leben geleitet, es ist derselbe, der sich sein Heiligthum am häuslichen Herd erbaut hat; es ist die Gebundenheit in Zucht und Ordnung und der Ernst in rüstig strebender Lebensführung; es ist die treue Hingebung an die Aufgabe der durch Natur und Geist gestifteten Gemeinschaft. — Was die freien Bauern in der Schweiz, in Tirol und im Frieslande vollbracht haben, lebt glorreich im Andenken des deutschen Volkes fort. Sie sind es werth, dass man sie ehre. Doch ob sie oder die sächsischen Bauern Siebenbürgens die entschlosseneren und heldenmüthigeren gewesen, als es sich fragte, wer walten sollte unter ihnen, die gemeine Freiheit oder das Herrenregiment, das zu entscheiden ist nicht unser Recht; dafür aber ist es unsere Pflicht, in Ehren alle Zeit jenes Bauerngeschlechtes zu gedenken, das das sächsische Volk vor der Verknechtung und vor dem Untergange bewahrt hat. — Wie im Frieslande das freie Mannsvolk unter dem dunkeln Blätterdach dreier mächtiger Eichen, beim Upstalsbom, wie die Franken vor dem Rathhause zu Bingen unter den drei Linden die ungebotenen Dinge dreimal des Jahres abhielten, so versammelten sich auch die siebenbürgisch-deutschen Genossen noch manches Menschenalter nach der Einwanderung unter breitschattenden Bäumen zur Gerichtshandlung, zu der Niemand besonders geladen zu werden brauchte. Das Denkzeichen einer ehrwürdigen Vergangenheit, die immergrünen Tannenbäumchen stehen heute noch vor dem Nationalhause zu Hermannstadt.

Mit den Ueberbleibseln jener politischen Einrichtungen, denen zum guten Theile das Sachsenvolk seinen Fortbestand durch die Jahrhunderte und die Möglichkeit verdankte, im fernen Osten unter Magyaren und Rumänen die deutsche Gesittung zu wahren, mit der Freiheit und Reinheit des alten Sachsenbodens hat die Gleichmacherei unserer Tage aufgeräumt. Abzuwarten wird sein, ob für den Verlust solcher Güter, deren Werth die grössten Könige Ungarns wol zu schätzen wussten, ein ausreichender Ersatz in der



HERMANNSTADT.

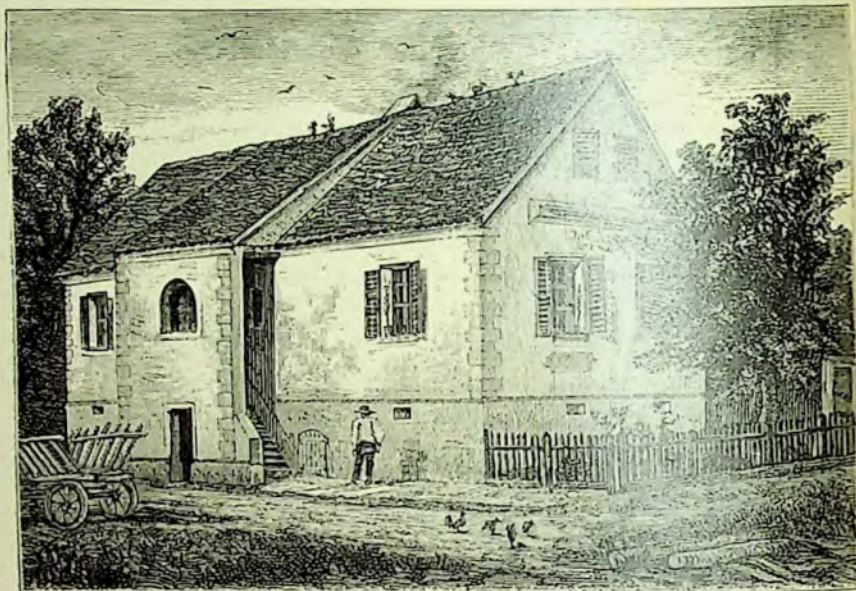
modernsten ungarischen Staatsidee geboten werden kann, unter deren Fahne doch thatsächlich nur der Hochadel und die hohe katholische Geistlichkeit ihre Macht befestigen. Inzwischen herrscht trotz der Zuversicht, die deutsche Sitte und Sprache werde in dem gesetzlichen Widerstand gegen Magyarisirungs-Versuche ebenso erfolgreich wie gegen die Katholisirungs-Versuche des vorigen Jahrhunderts ausharren, eine trübe Stimmung in Hermannstadt, welche von den gehobenen Gefühlen sehr absticht, mit denen man vor einem Jahre bei dem siebenhundertjährigen Feste der Einwanderung in dieses Land, zugleich mit der Treue gegen den ungarischen Staat die Treue gegen die eigene deutsche Vergangenheit so freudig kundgegeben hatte. Wie man zuvor darüber zu klagen hatte, dass man aus politischen Rücksichten die grosse Eisenbahnverbindung von Pest nach Kronstadt fern von Hermannstadt vorüber geleitet hatte, so klagt man jetzt über die Wegverlegung des Schwurgerichtssitzes und fürchtet man, es werde bald auch nicht an Gründen fehlen, Hermannstadt noch seiner Landesirrenanstalt, seines Landesmilitärcommandos u. s. w. zu berauben. In die städtische Gesellschaft Hermannstadts ist eine grosse Zerfahrenheit eingerissen; die hierher gesetzten magyarischen Beamten bilden eine Gruppe abseits; die romänische Gesellschaft ist durch die fortwährende Auswanderung in's Schwanken gerathen; die militärische Gesellschaft darf mit der deutschen nicht zu vertraulich verkehren und diese sieht sich peinlicher Ueberwachung und Angeberei durch übereifrige Anhänger des magyarischen Culturvereins ausgesetzt.

Ein Trost in solcher Lage ist für die Sachsen die soeben durch die Forschungen ihres landsmännischen Volkswirthes, Meltzl, festgestellte Thatsache, dass die sächsische Bevölkerung stetig in viel grösserem Mass als im übrigen Ungarn oder z. B. in Steiermark zunimmt. Auch im Auslande wird man die Thatsache beachten, dass von den 227 Gemeinden der Sachsen, die im Pester Reichstag als Volksdäumling

verspottet wurden, in 118 Jahren nur 22 zurückgegangen sind, eine still stehen geblieben ist, alle andern aber, und zwar 55 um mehr als 100 Percent zugenommen haben. Von den abwärts gehenden Gemeinden waren etliche schon vor einem Jahrhundert von fremdem Volksthum überflutet und sie haben eben durch ihr blosses Fortbestehen die ausserordentliche Zähigkeit ihrer Lebenskraft bewährt. Ein Umstand, den man in Pest wol beherzigen sollte, ist ferner, dass die romänische Bevölkerung in den sächsischen Gemeinden rückwärts geht und die deutsche an Boden gewinnt, während das Umgekehrte zwischen Rumänen und Magyaren stattzufinden pflegt. Ein äusserst ansprechendes Bild der bunten Völkermischung, inmitten deren der Deutsche als *primus inter pares* steht, bieten uns in dieser Jahreszeit die grossen Märkte zu Hermannstadt. Da kommen zu Wagen, zu Ross und zu Fuss, in ihren alten eigenthümlichen Trachten, die verschiedensten Sprachen und Mundarten sprechend und doch allem Anscheine nach sich trefflich vertragend, die Rumänen aus der Umgegend, Szekler, die sächsischen Bauern der Nachbardörfer und fernerer gewerbetreibenden Städtchen, die erst im vorigen Jahrhundert „wegen versagter Freiheit der evangelischen Religion oder wegen besserer Unterhaltung des Lebens“ eingewanderten Oberösterreicher, Salzburger, Schwaben und Schweizer, zwischendurch die unentbehrlichen Zigeuner als „Spassmacher bei der Kirchweihe“.

Aus dem Gewirre dieses bunten Jahrmarkttreibens treten wir gerne, der Einladung unserer hiesigen Freunde folgend, in das Bruckenthal'sche Museum ein, wo zu unserer Augenweide lebenswürdige Frauen aus dem Stegreif eine Ausstellung ihrer alten Familienschmucksachen hergerichtet haben. Hier, wie in der Pfarrkirche drüben und in dem alterthümlichen Rathhause darf den Sachsen wol stets aufs Neue das stolze Gefühl überkommen, dass er auch seinen Antheil an dem Ruhme deutscher Vergangenheit hat, da man in Frankreich kurzweils Deutschland „*La patrie des*

machines“ nannte, und der Gelehrte Jean Bodin versicherte, dass die Deutschen alle Gattungen von Hausgeräth und Werkzeug so künstlich, so niedlich und bequem zu machen wüssten, dass sie die anderen Völker nur bewundern, nicht nachahmen könnten. Und wir möchten nur wünschen, dass derselbe fromme Sinn, der die Sachsen antreibt, ihre Heimatgeschichte nach allen Richtungen zu durch-



SÄCHSISCHES BAUERNHAUS.

forschen, die Schätze ihrer Volksage, Volksdichtung und Ueberlieferung zu sammeln und vor dem Untergang zu bewahren, sie auch antreiben möchte, nach dem Vorbilde des deutschen Mutterlandes, die ehrwürdigen Ueberbleibsel der Baukunst an bürgerlichen und öffentlichen Gebäuden zu erhalten oder wieder herzustellen, ja sogar, was in den meisten Fällen keinen höheren Kostenaufwand verursacht, die Neubauten in eine gewisse stilistische Uebereinstimmung mit den benachbarten alten Gebäuden zu setzen. Mit Be-



SÄCHSISCHES BRAUTPAAR.

trübniss haben wir hier und dort Spuren der Vernachlässigung dieser letzteren wahrgenommen; einen prächtigen gothischen Fensterrahmen des Rathhauses, den man durch ein modernes Ungethüm ersetzte, schmäählich in einer Strassenecke liegen gesehen, und von dem herostratischen Plane gehört, die Stadt vollends ihrer Wahrzeichen, der alten edlen Festungsthürme zu berauben. Möchte man doch bedenken, dass auch die Steine berufen sind, für das deutsche Volksthum zu sprechen.

Unser Freund, Dr. Fr. Teutsch, hat von dieser Wahrheit durchdrungen eine Reihe gründlicher und frisch geschriebener Arbeiten über „Unsere Burgen“ in den Jahrbüchern des „Siebenbürgischen Karpathen-Vereines“ veröffentlicht, deren Unterschied von den deutschen Ritterburgen und von dem stolzen magyarischen Herrenslosse Vajda Hunyad der vaterländische Dichter G. Fr. Marienburg in dem kräftigen Verse schildert:

Da stiegen stolze Burgen auf
Im Thal und auf den Höhen,
Die haben in der Zeiten Lauf
Manch harten Strauss gesehen:
Und fragst du nach dem Rittersmann,
Der diese Festen baute:
Der Bürger war's, der Bauersmann,
Der solches sich getraute.

Wir besuchten unter Teutsch's freundlicher Führung einige der ältesten dieser Bauernburgen in der Umgegend von Hermannstadt, Stolzenburg und Michelsberg. Teutsch nennt diese Bauernburgen die schönsten Wahrzeichen der sächsischen Gemeinfreiheit und bemerkt, dass in ihnen auch der Adel und Szeklerschaft Aufnahme und Zuflucht fand. Unterwegs nach Michelsberg müssen wir in dem schönen Dorfe Heltau beim wackeren Pfarrherrn einsprechen, der uns wieder seinen berühmten Kirchenschatz zeigte und uns in Kirche und Kirchenburg herumführte, welche letztere jetzt nur noch die friedliche Bestimmung hat, die Frucht-vorräthe der Gemeinde zu verwahren. Von Michelsberg selbst entwirft uns Teutsch folgende Schilderung: Wie die ganze sächsische Einwanderung „zum Schutz der Krone“, zur Sicherung und Schirmung der Grenze stattfand, so ist es erklärlich, wenn am Fusse des Gebirges, am Ende des ersten Thales vor demselben, zu solchem Schirm der Grenze schon frühe die schützende Burg erbaut wurde.

Vor dem nördlichen Ausläufer des Götzenberges erhebt sich, durch den Michelsberger Bach getrennt, ein

seine Umgebung beträchtlich überragender Bergkegel, ein spitzer Gneis-Kegel, vor allen geeignet zur Befestigung. Der Felsen duldet die dünne fruchtbare Erdschichte, aus der der Wald auf der einen Seite der Burg Nahrung zieht, auf der andern überzieht ihn Gras. Die Spitze selbst aber bildet der nackte Felsen, auf ihn wurden die Steine gelegt, sie scheinen mit ihm verwachsen zu sein und die feste Mauer zieht sich um den Scheitel des Berges. Der Burghüter öffnet von innen die schwere eisenbeschlagene Thüre und wir treten ein. Uneben breitet sich der Fels aus, nicht in gleicher Höhe zieht sich die Mauer ringsum, auf der einen Seite ist sie mehr abgebröckelt wie auf der andern. Auf der Seite gegen die Gebirge ist das Einfahrtsthor, über welchem noch die Reste eines Stübchens kenntlich sind. Die Mitte des Raumes nimmt die alte Kirche ein. Im Siebenbürger Sachsenland war die Kirche von jeher auch zur Vertheidigung eingerichtet, man setzte sie gern in den starken Mauerring, der den Feind abzuwehren im Stande war. Die Kirche in der Michelsberger Burg ist eine romanische; sie stand schon vor dem Mongoleneinfall, der 1242 das Land so grausam verwüstete.

Sonst war's nicht so still um die Burg. Wo jetzt von den fleissigen Bewohnern des sächsischen Orts ein bequemer Weg hinauf bereitet worden ist, rannte früher der Feind an, und wo der Tourist leicht hinauf schlendert, da musste der junge Bursche bevor er heiratete, einen runden schweren Stein hinaufrollen, — noch heute liegen eine Menge rechts neben dem Eingang, wohin sie von ihrem alten Standort, von den Mauern geschafft worden sind, — die man auf den Feind hinunterwarf, wenn die Pfeile verschossen waren. In den Zeiten der Türkenkriege, die besonders und so oft die Gegend um Hermannstadt heimsuchten, gewährte die Burg der Umgebung sichern Schutz. Trotzig erhoben sich drei Thürme auf den Mauern empor, — ein vierter scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, — über dem Haupteingang ist noch ein spätgebauter Rest sichtbar, das



MICHELBERG.

Pfarrerstübchen genannt, weil dort in Zeiten der Belagerung der Pfarrer wohnte.

Das reizende Dörfchen Michelsberg ist in jüngster Zeit eine beliebte Sommerfrische der Hermannstädter geworden. Und wirklich muss sich's hier behaglich leben lassen, in herrlicher Natur und unter einem wackeren, der guten alten Sitte treu gebliebenen Volke. Wir vergnügen uns im Lesen der Inschriften, die dieser oder jener Bauer über seine Haushüre gesetzt hat. Da schreibt einer:

Wie viel Arbeit, Müh' und Sorgen
Kostet solch ein Haus von Stein:
Nur vom Abend bis zum Morgen
Kann der Hausherr drinnen sein.

ein anderer verewigt folgende Betrachtung:

Vieles Denken schwächt die Glieder,
Darum dicht' und denke nicht;
Das Vergangne kehrt nicht wieder,
Und das Künftige weiss man nicht.

Ich habe in meinem Buche: „Von der Maladetta bis Malaga“, wo ich meine Betrachtungen über die protestan-



SÄCHSISCHES BAUERNMÄDCHEN.

tischen Gemeinden in der Diaspora Südfrankreichs niederlegte, von dem sichtbaren Segen gesprochen, den, katholischen Gemeinden gegenüber, für Volksgesittung und Wolfahrt das

Vorbild des protestantischen Pfarrhauses verbreitet. Hieran wurde ich hier wieder besonders lebhaft gemahnt, als ich sehen durfte, wie auf Anregung des hiesigen Pfarrers eine ursprünglich arme Gemeinde durch vernünftigeren Verwerthung des Bodens, durch Veredelung der Obstzucht, durch Pflege der Hausindustrie ihr äusseres Wol fördert, die

Weiber allein durch den Ertrag ihrer Strohflechtereien ein stattliches Schulhaus der Gemeinde stiften und wie die gute Sitte im Haus und in der Gemeinde aufrecht erhalten wird.

Wer altgermanische Bauerntüchtigkeit und Bräuche noch in Kraft und Blüthe schauen will, der trete in solche sächsische Gemeinden und Bauernhäuser. Aus den Bildern, die uns hiervon F. F. Fronius (3. Aufl., Graeser, Wien) entworfen hat, mögen nur folgende Grundzüge hier noch Platz finden: Der sächsische Bauer hat von seiner altgermanischen Selbstregierung vieles erhalten, vor allem seine Organisirung in Bruderschaften und Nachbarschaften, die sich in jedem Dorfe vorfindet. Die Bruderschaft vereinigt alle confirmirten Burschen bis zur Verheirathung zu einem Bruderbund mit selbständiger Ordnung der eigenen Angelegenheiten, mit eigenen Beamten, die das gesammte

Leben der Brüder ausser dem Hause beaufsichtigen, Streitigkeiten schlichten, Recht sprechen und strafen. Althergebracht sind bei allen Vorgängen Redè und Gegerede. Der Altknecht ist das Haupt der Bruderschaft; er leitet die Versammlungen, spricht das Urtheil beim „Zugang“, wie das Gericht der Bruderschaft heisst, führt den Reigen beim Tanz u. s. w. Soll die Bruderschaft zum Abendmahl gehen, so hält sie vorher „Versöhnabend“. Dabei bitten sie sich gegenseitig um Verzeihung, voran der Altknecht, damit sie würdig das heilige Abendmahl feiern. Heiratet ein Bruder, so tritt er aus der Bruderschaft in die Nachbarschaft ein. An der Spitze dieser Genossenschaft steht der Nachbarvater; die „Artikel“, oft uralt in ihren Grundlagen, bestimmen Rechte und Pflichten der Genossen. Der Zweck der Vereinigung ist gegenseitige Hilfeleistung in Freud und Leid, Aufrechthaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, Pflege der sittlichen Wolanständigkeit und des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde. In altgermanischer Weise ruft das „Nachbarzeichen“ den Nachbar zu Gericht und Versammlung, im Feierkleid schreiten sie zum „Sittag“ und durch ein gemeinschaftliches frohes Mahl wird der Mittwoch nachher gefeiert. Die Hilfe aber, die die Genossenschaft dem Einzelnen gewährte und gewährt in allen Fällen, so oft der Genosse „etwas Schweres zu heben hat, so ihm allein zu schwer ist, es möge sein, was es wolle, zu Ehren, Freud oder Bekümmerniss“, ist eine so bedeutende, dass, wer aus der Nachbarschaft üblen Verhaltens wegen ausgestossen wird, dem Geächteten gleicht; es ist, wie die Artikel sagen, soviel, „als des Brunnens, des Backhauses, des Feuers und der eigenen Feuerstelle entbehren müssen“.

So lebt hier noch die alte Selbstregierung, die Jeden in strenge Zucht nimmt, auf dass er zuerst sich selbst beherrschen lerne.

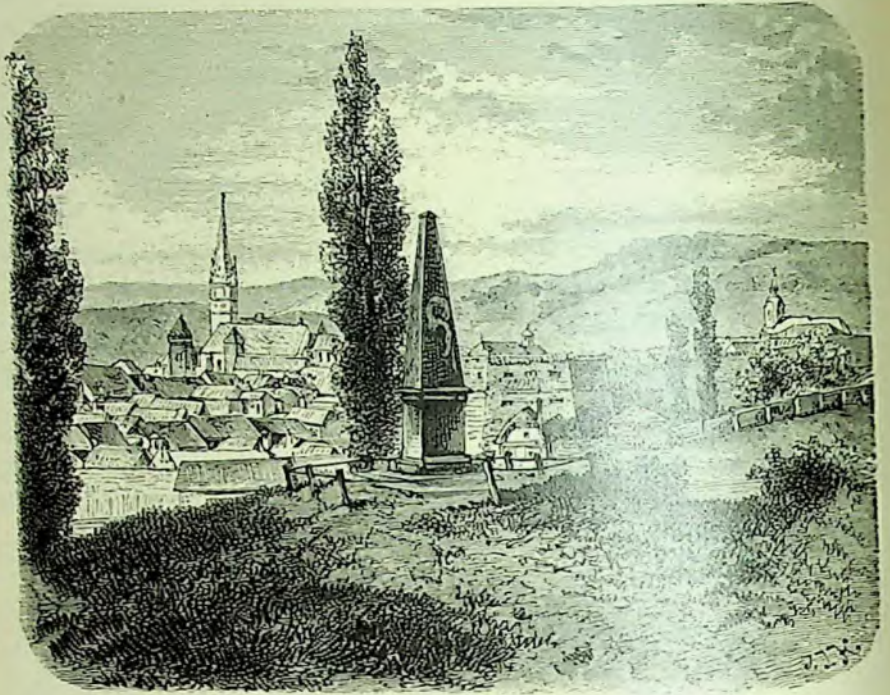
VI.

PETÖFI'S RUHESTÄTTE.

In dem lieblichen Mediasch können wir für diesmal nicht verweilen. Vor einem Jahre hatten wir dort unfreiwillig einige Stunden zugebracht, da wir, irregeführt durch den magyarischen Ruf: Kis Kapus! nicht in Klein-Kopisch ausgestiegen waren, um in die Nebenlinie der Eisenbahn nach Hermannstadt überzugehen, und somit nach Mediasch weiter fahren mussten. Aber die Stunden, die wir dort zubrachten, waren keine verlorenen. Und wer nur irgend Musse hat, wird der schön gelegenen Stadt, ihrer Kirche und Kirchenburg gerne einen Tag widmen.

Ein überraschendes Bild gewährt dem von Westen Kommenden die Stadt Schässburg. „Auf steilem Berge erhebt sich die Kirche, nachbarlich zu ihr gesellt die beiden Schulgebäude, nicht viel tiefer die „Burg“, umgeben von Mauern und Thürmen, die wie starrende Lanzen in die Lüfte ragen, bestimmt jene Heiligthümer auf dem Berg zu beschützen. Im Halbkreis um die Burg lagert sich die Stadt, ein Theil der Gassen zwischen Bergen zusammengedrängt, die nahe aneinander treten und kaum der Gasse Raum geben. Nur an der Kokel hinauf öffnet sich das Thal, die Berge treten zurück und die Menschenhand vermochte hier den ergiebigen Boden zu einem Garten umzuschaffen.“

Nachdem wir in der Gesellschaft sächsischer Freunde, worunter der Dichter der „Flandrer am Alt“, Stadt und



MEDIASCH.

Burg durchwandert, schauten wir des Abends von der alten Schanze auf die Ringmauern, Thürme, Thore, Häuser und Kirchen von Schässburg hinab. Vaterländische Erinnerungen an deutsche Bürgerkraft und Tugend umwehten uns, und wir gedachten der Drangsale, die unsere östlichen Stammesgenossen durch lange Jahrhunderte hindurch im Kampfe gegen Mongolen, Türken und aufständische Magyaren zu bestehen hatten. Unser Blick schweifte hinüber zu den Berghalden, auf welchen eben der goldene Wein reift, und hinaus auf die fast unabsehbaren Kukuruzfelder des Kokelthales bis zu den blauen Bergen der Hargita, die wie ein natürlicher Rahmen das ganze Bild einschliessen. In der Mitte der Thaleinsenkung taucht das Dorf Weisskirchen auf, historisch geworden durch die Schlacht vom 31. Juli 1849, wo die ungarischen Truppen unter General



SCHÄSSBURG.

Bem der russischen Uebermacht erlagen, auf ungarischer Seite der Dichter Alexander Petöfi, auf russischer Seite der General Skariatín das Leben verlor.

Dem russischen Feldherrn zum Gedächtniss ist auf dem Schlachtfelde, nahe der Stelle, wo ihn die mörderische Kugel fällte, ein stattliches Denkmal errichtet, ein auf hohem Sockel liegender Löwe aus Stein. Ein stark zerschossener Schlosspavillon, den sein Besitzer, Graf Haller, nicht wieder herstellen liess, mochte seither den Ungarn als einziges Denkmal der hier gefallenen Freiheitskämpfer dienen. Inzwischen hat namentlich das dunkle Ende seines vaterländischen Dichters die Einbildungskraft des ungarischen Volkes lebhaft beschäftigt und ihm die Ereignisse jenes 31. Juli unvergesslich gemacht. Der Mythos, Petöfi sei gefangen von den Russen weggeschleppt worden, um noch viele Jahre in den Bergwerken Sibiriens zu schmachten, ist längst beseitigt und die sächsischen Freunde erzählen mir mit so genauen und beweiskräftigen Einzelheiten den Hergang der Schlacht, dass jede Möglichkeit ausgeschlossen ist, Petöfi habe dem entsetzlichen Blutbad entrinnen können, welches die über General Skariatín's Tod erbitterten Kosaken anrichteten, nachdem sie von zwei Seiten her die ungarischen Schaaren umgangen hatten.

Der Gedanke, auf dieser Stätte dem gefeierten nationalen Dichter ein Denkmal zu errichten, verband sich bei den Ungarn fast unwillkürlich mit dem anderen, Petöfi's Gebeine aufzusuchen und in einer würdigen Ruhestätte zu bergen. Nun galt es aber vor Allem, durch noch lebende Augenzeugen jede noch so geringfügige Einzelheit, welche Licht verbreiten konnte, feststellen zu lassen und sodann die Gebeine fachmännisch zu prüfen, wobei als allerdings etwas schwacher Anhaltspunkt die bestätigte Thatsache gelten soll, dass Petöfi einen eigenthümlich gebildeten Augenzahn hatte. Zu diesem Zwecke hat die ungarische Regierung den Pester Universitäts-Professor Török, eine Autorität auf dem Gebiete der Schädelkunde, abgesandt.

Herr Török hat bereits die Angaben der Bewohner, die er vernahm, kritisch gesichtet und gar Manches, was als Ueberlieferung sich fortpflanzte, in's Gebiet der Sage verwiesen. Sächsische Autoritäten, wie Herr Dr. Kraus, sind ihm hiebei freundwilligst zur Seite gestanden und als feststehende Thatsache kann insbesondere nach der bestimmten Aussage eines sächsischen Bürgers von Schässburg betrachtet werden, dass sich Petöfi in dem Augenblicke, da die Katastrophe hereinbrach, ein doppelläufiges Jagdgewehr und eine lederne Umhängetasche tragend, in Civilkleidung bei General Bem befand. Das Mordwerk der Kosaken war nach der Angabe jenes Schässburgers, eines Gerbermeisters, in wenigen Minuten vollbracht. Und als derselbe das still gewordene Schlachtfeld beschritt, fand er die entkleidete Leiche eines offenbar den besseren Ständen angehörigen Mannes, den Oberleib durch in Flammen gerathene Hanf- oder Haferhaufen angebrannt, neben ihm Fetzen einer Civilkleidung, eine versengte Tasche und ein doppelläufiges Gewehr, das er zu sich nahm, beim Schässburger Stadthore jedoch einer russischen Wache ausliefern musste. Ist jener Unglückliche der Dichter Petöfi gewesen, so kann kaum noch ein Zweifel walten, dass sich die Untersuchung dem Massengrabe zuzuwenden hat, das wir unfern der Landstrasse ragen sehen und das wenigstens achthundert Gefallene bergen soll.

Mit rothgoldenem Scheine bestrahlt die untergehende Sonne das Schlachtfeld, wo heuer ein reicher Früchtesegen der Ernte harret. Wir beschliessen, anderen Morgens in die Gefilde hinauszufahren und den ersten Nachgrabungen beizuwohnen, die Herr Török anstellen will. Bei einem kurzen Besuche, den wir unterwegs im gräflich Haller'schen Schloss abstaten, erfahren wir von der lebenswürdigen Schlossherrin, Tags zuvor hätte sich ein alter Zigeuner mit der Meldung eingefunden, er sei es gewesen, der im Vereine mit einem Ungarn aus dem benachbarten Orte Teufelsdorf an einer ihm noch wol bekannten Stelle Petöfi ein-

gescharrt habe. Herr Török war bereits in Gesellschaft einiger ungarischen und deutschen Herren hinausgefahren. Jene Meldung musste umsomehr beachtet werden, als im Volksmunde die Sage ging, der Dichter habe sich verwundet bis Teufelsdorf geschleppt und sei dort von einem Zigeuner erschlagen und begraben worden. Unser Zigeuner, dessen wir endlich habhaft wurden, sowie der alte ungarische Bauer erwiesen sich aber als ziemlich harmlose Menschen. Sie konnten endlich, nach längerem Hin- und Hersuchen, bei einem Kukuruzfelde, wo ehemals des Zigeuners Hütte gestanden, neben dem Kokelbette und dem Sumpf, in dem sich General Bem mehrere Stunden versteckt hatte, die Stelle bezeichnen, wo sie den Todten eingegraben, über dessen äussere Erscheinung sie freilich keine verlässlichen Angaben zu machen im Stande waren. Diese Stelle, sowie noch eine andere, wo etliche Gefallene beigesetzt wurden, wird jedenfalls auch sorgfältigst umgegraben werden.

Beim Nachhausefahren zeigten mir die sächsischen Freunde hinter der Hecke eines Kukuruzfeldes ein Grab, das der rumänische Besitzer Jahr für Jahr aus eigenem Antriebe mit Blumen schmückt. „Hier sind unsere Kinder begraben,“ pflegten vordem die Szekler Bauern zu sagen, wenn sie vom Schässburger Jahrmarkte heimkehrten, stiegen von ihren Wagen oder Pferden und legten einen Stein nieder. Ruht vielleicht der ungarische Nationaldichter an dieser Stätte, welche der fromme Sinn eines Rumänen durch alljährliche Blumenzier geweiht hat?



VII.

KRONSTADT.

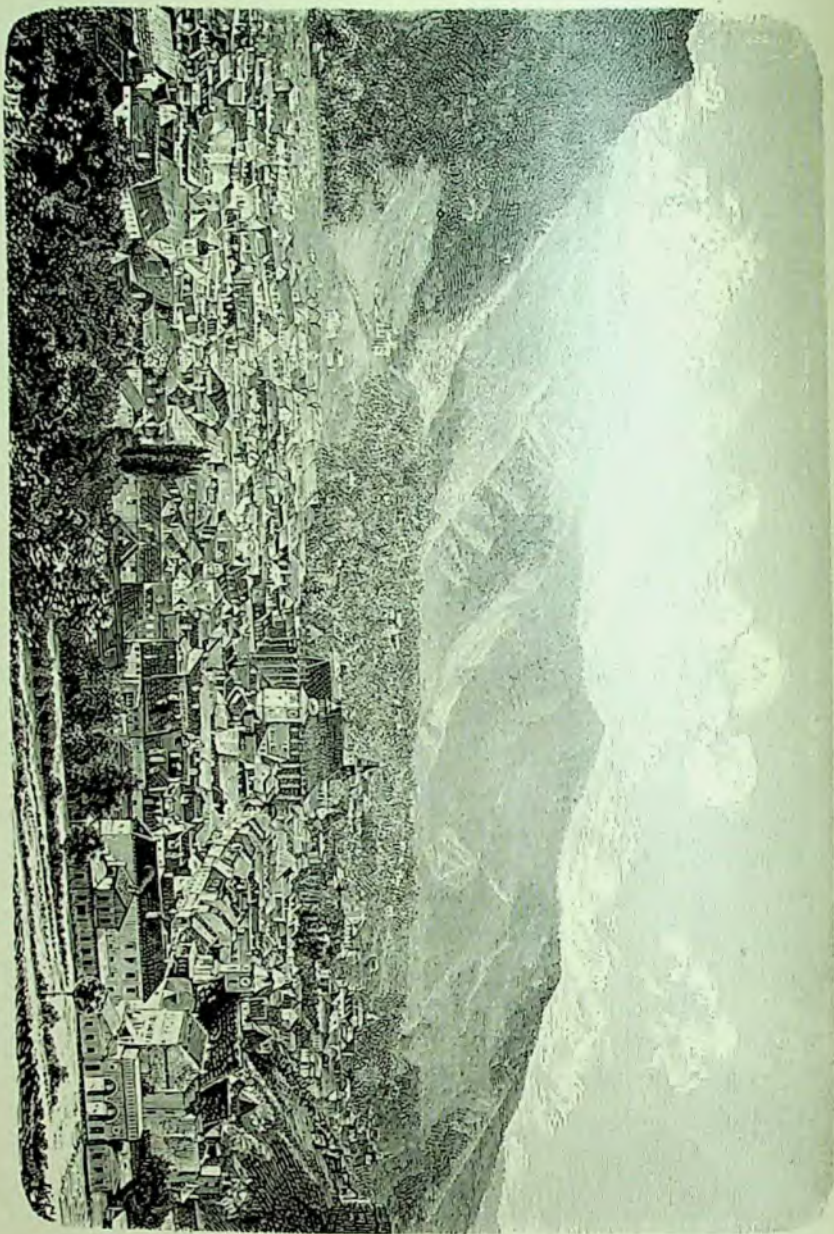
Da wo jetzt Kronstadt steht, fand man einst — Viele nennen das Jahr 1204 — eine goldene Krone auf einem Baumstumpf, welche lange Jahre hindurch auf dem Kronstädter Rathhause aufbewahrt worden ist. Ein flüchtiger König hatte sie auf dem Baumstumpf abgelegt und fliehend da zurückgelassen. Deswegen nannte man denn auch die an dieser Stelle erbaute neue Stadt Kronstadt und deswegen zeigt das Wappen von Kronstadt eine Krone auf einem Baumstumpf. Der Stamm bedeutet die Stadt, die Wurzel das Land, Burzen- oder Wurzelland, die Krone die Regierung, den ungarischen König. Ein Schriftsteller beschreibt sie im Jahre 1605 als golden und mit goldenem Federbusch geschmückt, und erzählt, dass der König von Mösien, Georgius der Despot, als er, vom türkischen Pascha Mizetes geschlagen, die Belagerung Kronstadts hätte aufgeben müssen, die Krone auf den Baumstamm gelegt und dass sie allda von Kronstädtern Bürgern sei gefunden worden. Diese legten zu allen Zeiten solchen Werth auf das Kleinod, dass sie dasselbe nur selten und als Zeichen grossen Zutrauens und hoher Freundschaft Kaisern und Königen zeigten. Also erzählt uns Dr. Fr. Müller in seinen „Siebenbürgischen Sagen“. (2. Aufl. Wien, Graeser.)

Einige Jahre nachdem sich dieser sagenhafte Vorgang zugetragen haben soll, verzeichnet die Geschichte die für das Land bedeutsamste Thatsache, die dem letzteren auch

für immer die Theilnahme aller Deutschen sichern muss, dass nämlich der Orden der deutschen Ritter den damals wüsten Landstrich vom König Andreas II. erhielt, um ihn mit deutschem Volke zu besiedeln und gegen die Einfälle der wilden Kumanen zu sichern. Rings um Kronstadt ragen noch Ruinen der von den deutschen Rittern gebauten Burgen: Marienburg, Kreuzburg, Brasso viaburg, Dietrichsburg, Schwarzburg. Und der den Namen dieser letzteren tragende Roman von Traugott Teutsch schildert uns das anfängliche Gedeihen des deutschen Ritterordens im Burzenlande und dann seinen Zwist mit dem Könige von Ungarn, der ihn zwang, das Land zu verlassen und nach jenem Lande an der Weichsel auszuwandern, aus welchem sich im Laufe der Zeiten das Königreich Preussen entwickelt hat. Unter den im Lande verbliebenen bürgerlichen Ansiedlern blühte Ackerbau und Gewerbe, und von dem Reichthume, der durch den schwungvollen Handel mit dem Morgenlande hereinkam, zeugt heute noch in Kronstadt manche öffentliche Anlage, der kostbare Schatz der Stadtkirche und jene für die Protestanten aus dem Reich ungewohnte Ausschmückung der Kirche mit orientalischen Teppichen. Die Culturarbeit, welche mit der Gründung eines solchen deutschen Gemeinwesens im Osten verrichtet wurde, ist uns aber namentlich durch jene Volksschulen bezeugt, die schon zu Anfang des XIV. Jahrhunderts in Stadt und Dorf bestanden und für so werthvoll geachtet wurden, dass es unter den Befestigungen der Städte nicht an den Schalthürmen fehlte, wo die Jugend ungestört lernen sollte, während die Väter auf den Mauern Wache gegen die anstürmenden Feinde hielten. Ein also geistig und sittlich herangebildetes Volk trug die Kraft, die Verheerungen auswärtiger und innerer Kriege zu überdauern und die Fähigkeit in sich, im XVI. Jahrhundert die Lehren Luther's rasch aufzunehmen und im einmüthigen Anschluss an die evangelische Kirche ein neues Band nationaler Einigkeit zu finden, welches bis auf unsere Zeit festgehalten hat.

Kronstadt ist die Geburtsstadt des Johann Honterus, der die Buchdruckerei in Siebenbürgen eingeführt und den Luther den Apostel des Ungarlandes genannt hat. Mit Rührung betrachten wir des theuern Mannes Handschrift und jene ersten Bücher aus der grossen Bewegungszeit, auf denen etwa zu lesen ist: „Gedruckt zu Cron in Syben-burgen 1548.“ Es ist die Bücherei des Gymnasiums, welche diese kostbaren Reliquien aufbewahrt und mit berechtigtem Stolze zeigt sie uns der alte Studienfreund von Tübingen, Herr Rector L. Korodi.

Erinnerungen der gemeinsam an dem Ufer des Neckars verlebten Studienzeit, die wol ein Vierteljahrhundert geschlummert hatten, werden wiederum in uns wach. Wir wandern im Geiste zurück in die Hörsäle des Stiftes und der Aula von Tübingen, wo wir zu den Füßen des grossen Theologen Chr. Baur und des Aesthetikers Vischer gesessen, in die Museumssäle, wo wir unter des unvergesslichen Silcher's Leitung deutsche Volkslieder und die Chöre der Antigone und des Oedipus gesungen, in die Gasse, wo wir oft zu ungebührlich später Nachtzeit dem Dichter Uhland ein Ständchen gebracht, in die Dörfer und Städte der Umgegend, wo wir manchmal nur mit knapper Noth den Prügeln der eifersüchtigen Einwohner entkamen, in die alten Kneipen, wo wir in Gedichten und Witzen manchen lustigen Wettkampf ausgefochten. Willkommene Kameraden waren uns Schwaben allezeit diese Siebenbürger gewesen, die, früher als wir mit den Kämpfen des Lebens vertraut, ihrem deutschen Wesen einen Zug männlicher Entschlossenheit und Besonnenheit beigemischt hatten und so Merkwürdiges aus ihrer fernen Heimat zu erzählen wussten. Während wir selbst in unsern Träumereien vom künftigen deutschen Reich uns leicht in die Missachtung der wirklichen Verhältnisse verirrten, waren ihre Ideale stets durch die Achtung vor ihrem vaterländischen Staatswesen und durch die Liebe zu ihrer engeren Heimat gezügelt. Und nach Allem, was ich bis zum Endziele meines Herbst-



KRONSTADT.



BULLEA-SEE.
(Nach einer fotogr. Aufnahme von M. v. Döbichy.)

ausfluges, Kronstadt, erfahren, möchte ich heute noch mit beiden Händen unterschreiben, was vor Jahren mein Landsmann und Lehrer Vischer mit freudiger Erregung erklärte: „Die besten Deutschen wohnen in der Diaspora und wieder in der Diaspora sind die besten die siebenbürgischen Sachsen. Und wie diese Sachsen ihre Heimat, ihr Vaterland lieben! Ich kenne Niemanden, der sein Vaterlandslied mit solcher Innigkeit und Wärme, mit solcher Begeisterung gesungen, wie die siebenbürgischen Freunde zu meiner Studentenzeit ihr „Siebenbürgen, Land des Segens“ gesungen haben.“

Ein gesegnetes Land ist es wahrlich, das unser Blick umfasst, wenn wir die steile „Zinne“ erstiegen haben, die sich mit ihren Kalkfelsen unmittelbar hinter Kronstadt erhebt: unter uns die Stadt in das Gebirgsthal gebettet, das der Schlossberg abschliesst, die neue Stadt mit ihren Ringmauern, Thürmen und Gräben, die langgestreckten Vorstädte, die sich in die Bergschluchten hinein verlieren; in der Ferne das schöne Burzenland, von wolverhaltenen Strassen durchzogen, geschmückt mit vielen stattlichen Ortschaften und eingesäumt von einem Kranz von Bergen. Man möchte beim Anblicke Kronstadts zum Vergleich an Steiermarks Hauptstadt Graz oder an Salzburg und Heidelberg denken, wenn nicht das Leben auf den Plätzen und Gassen trotz des vorherrschend deutschen Charakters deutlich an die Nähe des Orients gemahnte. Der treffliche Bielz schreibt in seinem Reisehandbuche fast begeistert: „Da sehen wir den biedern deutschen Bürger und den stattlichen sächsischen Landmann, daneben die romänischen Productenhändler aus den Siebendörfern und ihre schönen Frauen mit leichtem Schleierruch auf dem Haupte und langer ärmelloser Jacke, den ungarischen Edelmann und den griechischen Kaufmann, den Juden im langen Kaftan und den zerlumpten Zigeuner mit seinen Trögen und hölzernen Löffeln im bunten Gewirre der Wägen, Buden und Waarentische; Alles wogt durcheinander, jeder hastig

und geschäftig, seine Waaren abzusetzen, seine Bedürfnisse einzuhandeln."

Eine grosse Zahl von Vereinen mit verschiedenen, geselligen, wissenschaftlichen, wolthätigen, wirthschaftlichen Zwecken trägt dazu bei, das deutsche Leben in Kronstadt zu erhalten und zu befruchten. Mit besonderem Vergnügen wohnten wir eines Abends im Schützenhause einer Versammlung der hiesigen Section des siebenbürgischen Karpathen-Vereines an, in welcher über die Veranstaltungen berathen wurde, die Vereinstage, die im August 1886 hier abgehalten werden sollen, für die Gäste zu möglichst genussreichen zu machen. Die Kroner werden mit echt deutscher Gastfreundschaft Alles aufbieten, was neben den allgemeinen Reizen ihrer Stadt die Fremden zu locken vermag. Ein Hauptstück ihrer Veranstaltungen wird ein gemeinschaftlicher Ausflug über den gewaltigen Bergrücken des Bucsecs nach Sinaia, dem herrlichen Sommersitze des König Karl von Rumänien, sein. So begnügen wir selbst uns für diesmal mit einem halbtägigen Ausflug in fröhlicher Gesellschaft nach dem Hangestein, der einen weiten Rundblick über die nähere Gebirgsumgebung von Kronstadt gewährt: Bringen wir doch ohnedies eine herrliche Erinnerung an einen dreitägigen Ausflug nach Hause, den Hermannstädter Freunde mit uns nach dem romantischen Bullea-See im Fogarascher Gebirge unternommen hatten. Der Westeuropäer macht sich nicht leicht eine Vorstellung von den ganz neuen und eigenthümlichen Reizen, welche das Streifen durch die Urwälder der siebenbürgischen Karpathen bietet. Hier tritt uns wirklich noch eine grossartige Natur im Schmucke voller Jungfräulichkeit entgegen; der Botaniker, der Geologe, der Jäger findet noch ergiebige Ausbeute und der einfache Reisende mag sich nebenbei mit der Beobachtung der Ursprünglichkeit des romanischen Völkchens vergnügen, welches die Führer durch jene Gebirge beistellt. Ich erinnere mich wenigstens kaum, jemals mich der ewigen Natur so nahe gefühlt zu haben,

als in den Mondnächten beim Wasserfall und See von Bullea, wenn es unter den Riesenfichten des Urwaldes still und stiller wurde und man nur noch das Knistern des Feuers, das die romänischen Hirten angezündet hatten und das Flüstern der Letzteren vernahm, die sich, bis die Sterne am Himmel wieder erbleichten, unermüdlich ihre Märchen und Geschichten zuraunten. Wahrlich, der Gedanke scheint uns preiswürdig, auf diesen Höhen neben dem Schutzhause, das der siebenbürgische Karpathen-Verein bereits errichtet hat, noch ein grösseres Heim für Solche zu gründen, welche für Wochen und Monate Hochgebirgsluft und Tannenduft athmen und frei in jungfräulichen Wäldern, am Ufer stiller Seen und neben munter sprudelnden Wasserfällen sich ergehen wollen. Auch dieser Gedanke, wie überhaupt alle Veranstaltungen, durch die uns Siebenbürgen und seine Naturschönheiten zugänglicher geworden, ist dem siebenbürgischen Karpathen-Verein entsprungen. Auch hierin, wie in allen Culturbeziehungen war es den Siebenbürger Sachsen vorbehalten, ihren magyrischen und romänischen Mitbürgern ein leuchtendes Beispiel zu geben.









